Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens,
Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 1197. Band.

XII. Serie. 97.

Das Pfarrhaus Framley. Von Anthony Trollope.

Dritter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1864.

Das
Pfarrhaus Framley.

Ein Roman

von

Anthony Trollope,

Verfasser von: „Doctor Thorne," „Schloß Richmond" ꝛc.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Dritter Band.

Wurzen,
Verlags=Comptoir.
1864.

Das Pfarrhaus Framley.

Dritter Band.

Erstes Kapitel.

Mistreß Podgens' Kind.

Die Jagdsaison war nun beinahe vorüber und die Notabilitäten von Barsetshire begannen an den Glanz London's zu denken.

Lady Lufton dachte alle Mal mit großer Unruhe des Gemüths daran. Gern wäre sie lieber das ganze Jahr hindurch in Framley Court geblieben, wenn nicht gewisse ernste Rücksichten nach ihrem eigenen Urtheil dies unthunlich hätten erscheinen lassen. Alle Lady Luftons, von welchen sie gehört, hatten stets ihre Saison in London verlebt, bis hohes Alter sie dazu unfähig gemacht — zuweilen lange noch nach Eintritt dieser Periode.

Und dann war sie der vielleicht nicht ganz irrigen Meinung, daß sie alljährlich einen gewissen Theil der

modernen Civilisation mit in die Provinz zurückbrächte.

Haben wir nicht Recht, wenn wir sagen, daß diese Meinung eine nicht ganz irrige war, denn wie sollten sonst die Formen neuer Hauben und neumodische Kleiderschnitte den Weg bis in die ackerbautreibenden Gegenden finden und das Auge der Bewohner derselben Anmuth und Schönheit würdigen lernen??

Aus diesen und andern Gründen ging Lady Lufton stets im April nach London und blieb hier bis Anfang Juni.

Für sie selbst aber war dies in der Regel eine wahre Zeit der Buße. Sie hatte niemals danach gestrebt, unter der aristokratischen Damenwelt von London eine Rolle zu spielen, und verbrachte daher ihre glücklichsten Augenblicke in den Stunden, wo sie die Berichte von Dem las, was in Framley geschah, oder wenn sie Befehle wegen weiterer Auskunftsertheilung derselben Art niederschrieb.

Bei der gegenwärtigen Gelegenheit erhielt jedoch ihr Besuch in London ein besonderes Interesse. Sie sollte Griselda Grantly's Wirthin sein und ihren Sohn so viel als möglich bewegen, in Griselda's Gesellschaft zu bleiben.

Der Plan zu dem Feldzuge war folgender:

Mistreß Grantly und ihr Gemahl sollten zuerst auf einen Monat nach London gehen und Griselda mitnehmen, dann aber, wenn sie nach Plumstead zurückkehrten, ihre Tochter Lady Lufton's Obhut übergeben.

Dieses Arrangement war Lady Lufton nicht in jeder Beziehung angenehm, denn sie wußte, daß Mistreß Grantly der Familie Hartletop nicht in dem Grade feindselig gesinnt war, wie sie in Betracht der Bestimmungen des Lufton-Grantly'schen Familientractats hätte sein sollen.

Freilich konnte Mistreß Grantly die langsame Weise, auf welche Lord Lufton bei Erklärung seiner Liebe zu Werke ging, und die absolute Nothwendigkeit, zwei Sehnen zu einem Bogen zu haben, sobald die eine in irgend einer Beziehung zweifelhaft zu werden begann, zu ihrer Entschuldigung anführen. War es möglich, daß Mistreß Grantly Etwas von jener unglücklichen platonischen Freundschaft mit Lucy Robarts erfahren hatte?

Gerade gegen das Ende des Monats März traf von Mistreß Grantly ein Brief ein, welcher Lady Lufton's Unruhe noch wesentlich steigerte und sie mehr als je wünschen ließ, selbst auf dem Schauplatze zu sein und Griselda in ihren eigenen Händen zu haben.

Nach einigen Mittheilungen von blos gewöhn-

licher Wichtigkeit in Bezug auf die Welt von London im Allgemeinen und die Lufton=Grantly'sche im Besondern, schrieb Mistreß Grantly in Bezug auf ihre Tochter folgende vertrauliche Worte:

„Es wäre," sagte sie mit dem Stolz und der Bescheidenheit einer Mutter, „nutzlos, leugnen zu wollen, daß Griselda viel bewundert wird. Sie erhält weit mehr Einladungen, als sie annehmen kann, und oft in Häuser, in welche ich für meine Person keineswegs zu gehen wünsche. Die Einladung zu Lady Hartletop's erstem Ball konnte ich nicht gut ausschlagen, denn diese Familie wird dieses Jahr den Ton angeben. Mir ist es übrigens vollständig klar, daß Lord Dumbello meine Tochter weit mehr bewundert, als mir angenehm sein kann. Das gute Mädchen ist allerdings sehr verständig und ich halte es daher nicht für wahrscheinlich, daß sie sich den Kopf verdrehen ließe; aber für wie viele Mädchen würde nicht die Bewunderung und Zuneigung eines solchen Mannes unwiderstehlich sein? Der Marquis ist, wie Sie wissen, sehr schwach, und man hat mir erzählt, daß, seitdem diese Bauwuth Mode geworden ist, das Besitzthum Lancashire jährlich über zweihunderttausend Pfund einbringt. Allerdings glaube ich nicht, daß Lord Dumbello bis jetzt viel zu Griselda gesprochen hat, wie er denn überhaupt mit keinem Menschen viel spricht. Er tanzt

aber fortwährend mit ihr, und ich sehe, daß er sie nicht gern mit einem Andern tanzen sieht. Ganz besonders bemerkte ich dies neulich auf dem Balle bei Miß Dunstable, wo Griselda mit einem gewissen Freund von uns tanzte. Sie sah aber auch an diesem Abend ungewöhnlich gut aus und entwickelte dabei eine Lebhaftigkeit, die ich bis jetzt nur selten an ihr wahrgenommen."

Alles Dies und noch weit mehr derselben Art in diesem Briefe flößte Lady Lufton den lebhaften Wunsch ein, recht bald in London zu sein. Jedenfalls war so viel sicher, daß Griselda, sobald sie Lady Lufton's Obhut übergeben war, von Lady Hartletop's Pracht und Großartigkeit Nichts wieder zu sehen bekam.

Uebrigens wunderte Lady Lufton sich auch nicht wenig, daß Mistreß Grantly ihre Tochter in ein solches Haus hatte führen können. Lady Hartletop's Umstände waren ja weltbekannt. Man wußte, daß ihr Haus in London fast das einzige war, in welchem man den Herzog von Omnium fortwährend treffen konnte. Lady Lufton hätte es sich eben so gut einfallen lassen, eine junge Dame nach Gatherum Castle selbst zu führen, und deßwegen war sie auf ihre Freundin Mistreß Grantly ein Wenig ungehalten.

Vielleicht aber berechnete sie nicht genug, daß Mistreß Grantly's Brief mit Fleiß geschrieben war,

um solche Gefühle hervorzurufen und der Lady die Nothwendigkeit des Handelns vor Augen zu führen.

Ueberhaupt war in dergleichen Dingen Mistreß Grantly eine weit gescheidtere Frau als Lady Lufton, denn sie verstand weit besser als diese, den rechten Weg ausfindig zu machen und beharrlich zu verfolgen. Das Bündniß mit der Familie Lufton war allerdings nach ihrer Ansicht das beste, denn sie betrachtete das Geld nicht als ausschließliche Hauptsache; zerschlug dieses Project sich jedoch, so war das Bündniß mit der Familie Hartletop auch nicht ganz schlecht.

Lady Lufton's Antwort war sehr liebreich. Sie erklärte, wie sehr sie sich freue, daß Griselda sich amusire; sie gab zu verstehen, daß Lord Dumbello der Welt als ein Narr und seine Mutter als Etwas bekannt sei, was man nicht gut nennen könne.

Dann setzte sie hinzu, sie werde in Folge gewisser eingetretener Umstände vier Tage eher in London sein, als sie ursprünglich beabsichtigt, und hoffe, daß ihre liebe Griselda dann sofort zu ihr kommen würde. Lord Lufton, schrieb sie weiter, habe, obschon er nicht mit in dem Hause seiner Mutter wohnen werde, doch versprochen, daselbst so viel von seiner Zeit zuzubringen, als seine parlamentarischen Pflichten ihm erlaubten.

Die letzte Unterredung zwischen Lord Lufton und seiner Mutter — wobei aber von parlamentari=

schen Pflichten keine Rede war — fand am Abend vor seiner Abreise nach London statt. Er war bei dieser Gelegenheit nicht auf der besten Laune und benahm sich auch gegen seine Mutter nicht auf die freundlichste Weise. Als sie von Miß Grantly zu sprechen begann, verließ er das Zimmer, und als sie im Laufe des Abends einige Worte über die Schönheit der jungen Dame fallen ließ, entgegnete er, daß er dieser Schönheit doch keine sonderliche Zauberkraft zutraue.

„Griselda Grantly ist aber eine Lady," entgegnete Lord Lufton's Mutter, „und als solche werde ich mich freuen, sie in London bei mir zu haben. Sie ist gerade das Mädchen, an welchem Justinia Gefallen finden wird."

„Ganz recht," sagte Lord Lufton, „für Justinia paßt sie sehr gut."

Dies war von Lord Lufton nicht sehr gutmüthig, und seine Mutter fühlte es um so schmerzlicher, als er dadurch zu verstehen zu geben schien, daß er von dem beabsichtigten Bündniß mit der Familie Nichts wissen möge.

Sie war schon von vorn herein überzeugt gewesen, daß dies der Fall sein würde, sobald er bemerkte, daß ein Complott gegen ihn geschmiedet werde, und jetzt schien es fast, als ob er so Etwas vermuthete; denn warum hätte er sonst die sarkastische Antwort

gegeben, daß Griselda für seine Schwester sehr gut passe?

Wir müssen jetzt einen kleinen Rückweg machen und einen kleinen Auftritt in Framley beschreiben, welcher die üble Laune und den Argwohn des jungen Lord, so wie die Ursache seines schroffen Benehmens gegen seine Mutter erklären wird.

Dieser Auftritt fand ungefähr zehn Tage nach dem Abend statt, an welchem Fanny und Lucy mit einander in dem Garten spazieren gegangen waren, und während dieser zehn Tage hatte Lucy sich nicht ein einziges Mal auf einer speciellen Unterredung mit dem jungen Lord ertappen lassen.

Allerdings hatte sie während dieser Zeit in Framley Court dinirt und einen zweiten Abend daselbst zugebracht, Lord Lufton war auch bei drei oder vier Gelegenheiten im Pfarrhause gewesen und hatte sie auf ihren gewöhnlichen Spaziergängen gesucht, nichtsdestoweniger aber waren sie seit dem Tage, an welchem Lady Lufton gegen Fanny ihre Befürchtungen ausgesprochen, nicht wieder auf ihre frühere vertrauliche Weise zusammengetroffen.

Lord Lufton hatte Lucy sehr vermißt. Anfangs hatte er diese Veränderung keiner beabsichtigten Handlungsweise von Seiten irgend Jemandes beigemessen,

ja, er hatte nicht ein Mal viel darüber nachgedacht, obschon er unmuthig darüber war.

Als jedoch die zu seiner Abreise festgesetzte Zeit heranrückte, kam es ihm doch sehr sonderbar vor, daß er Lucy's Stimme nicht anders hörte, als wenn sie einige Worte zu seiner Mutter oder zu ihrer Schwägerin sagte.

Nun nahm er sich vor, ehe er abreis'te, mit ihr zu sprechen und sich Aufklärung über dieses Geheimniß zu verschaffen.

Und er führte diesen Vorsatz aus, indem er ein Mal Nachmittags sich in's Pfarrhaus verfügte, und eben am Abend dieses Tages pries seine Mutter so ungelegenerweise das Lob der schönen Griselda Grantly.

Der Vicar war, wie Lord Lufton wußte, nicht zu Hause, und Fanny war im Schlosse bei seiner Mutter, um mit dieser die Namen der armen Leute aufzuzeichnen, welche während Lady Lufton's Abwesenheit Unterstützung erhalten sollten. Dies benutzend, ging der junge Lord keck durch den Pfarrgarten, fragte den Gärtner in gleichgültigem Tone, ob Eine oder die Andere der beiden Damen zu Hause wäre, und erwischte dann die arme Lucy gerade auf der Schwelle des Hauses.

„Wollen Sie hinein oder heraus, Miß Robarts?“ sagte er.

„Ich will hinaus,“ sagte Lucy und begann zu überlegen, wie sie jeder längern Unterredung am Besten entrinnen könne.

„Ah, Sie wollen ausgehen. Ich weiß nicht, ob ich mich erbieten darf, Ihnen —“

„Das wird wohl nicht gut möglich sein, Mylord, denn ich will einen Besuch bei unserer Nachbarin Mistreß Podgens machen. Sie haben doch wahrscheinlich mit Mistreß Podgens oder ihrem kleinen Kinde kein specielles Geschäft abzumachen.“

„Nun, ist denn dies mit Ihnen der Fall?“

„Allerdings, und zwar gilt mein Besuch ganz besonders dem Kinde. Es ist erst zwei Tage alt.“

Und Lucy that, indem sie dies sagte, einige Schritte, als ob sie entschlossen wäre, nicht hier plaudernd auf der Schwelle stehen zu bleiben.

Lord Lufton's Stirn umwölkte sich ein Wenig, als er dies sah, und er beschloß, Lucy ihre Absicht nicht erreichen zu lassen. Er war hierher gekommen, um mit Lucy zu sprechen, und dies sollte auch geschehen. Sie waren vertraut genug mit einander gewesen, um ihn gerechtfertigt erscheinen zu lassen, wenn er dies verlangte.

„Miß Robarts,“ sagte er, „ich will morgen nach

London abreisen, und wenn ich Ihnen nicht jetzt Lebewohl sage, so wird es mir nicht möglich sein, dies überhaupt zu thun."

„Nun, dann leben Sie wohl, Lord Lufton," sagte Lucy, indem sie ihm die Hand reichte und ihn auf die alte, freundliche, gutgelaunte Weise anlächelte. „Vergessen Sie auch nicht, im Parlament das Gesetz in Vorschlag zu bringen, welches Sie mir zum Schutz meiner jungen Hühner versprochen haben."

Er ergriff ihre Hand, aber dies war nicht Alles, was er wollte.

„Mistreß Podgens und ihr Kind können jedenfalls zehn Minuten warten. Ich werde Sie nun mehrere Monate lang nicht wiedersehen, und dennoch scheinen Sie mir nicht ein Mal zwei Worte gönnen zu wollen."

„O, zweihundert, wenn Ihnen damit gedient ist," sagte sie, indem sie mit heiterer Miene wieder in den Salon zurückkehrte: „Ich hielt es blos, weil Fanny nicht da ist, nicht der Mühe werth, Sie um Ihre Zeit zu bringen."

Sie war weit gesammelter und weit mehr Herrin ihrer selbst, als er. Innerlich zitterte sie allerdings bei dem Gedanken an Das, was kommen würde, äußerlich aber verieth sie keine Aufregung — wenigstens bis jetzt nicht.

Lord Lufton wußte kaum, was er eigentlich sagen wollte. Er war keineswegs mit sich darüber einig, ob er Lucy Robarts liebe, oder ob er sie, wenn dies der Fall wäre, zu seinem Weibe machen würde. Er hatte mit Einem Worte über das ganze Verhältniß noch nie ernstlich nachgedacht. Er hatte an Lucy Gefallen finden gelernt und glaubte, sie sei sehr hübsch. Er hatte gefunden, daß es ein sehr angenehmer Zeitvertreib war, mit ihr zu plaudern, während dagegen die Unterhaltung mit Griselda Grantly, so wie überhanpt einigen andern jungen Damen seiner Bekanntschaft oft ein sehr saures Stück Arbeit war. Die halben Stunden, die er mit Lucy verlebt, waren für ihn stets befriedigend gewesen. Er fand, daß er ihr gegenüber mehr Geist besaß, als wenn er mit andern Leuten sprach, und gewandter zu sprechen verstand.

Auf diese Weise war es gekommen, daß er Lucy Robarts gern hatte. Ob seine Liebe platonisch oder antiplatonisch sei, dies hatte er sich nie gefragt, wohl aber hatte er, kurz vor diesem plötzlichen Aufhören ihrer Intimität, Worte gesprochen, welche von jedem Mädchen, welches dazu aufgelegt gewesen wäre, als antiplatonisch hätten betrachtet werden können.

Er hatte sich allerdings ihr nicht zu Füßen geworfen und erklärt, daß er von gewaltiger Leidenschaft verzehrt werde, wohl aber hatte er ihre Hand berührt,

wie Liebende die Hände der Frauen, die sie lieben, zu berühren pflegen. Er hatte ihr vertrauliche Mittheilungen gemacht und mit ihr von seiner Mutter, seiner Schwester und seinen Freunden gesprochen, und er hatte sie seine „liebe, theure Freundin Lucy" genannt.

Alles dies war für sie sehr angenehm, aber auch zugleich sehr gefährlich gewesen. Sie hatte sich selbst häufig erklärt, daß ihr Wohlgefallen an diesem jungen Manne eben so ausschließlich ein Gefühl bloßer Freundschaft sei, als das gegen ihren Bruder, und sie hatte sich vorgenommen, die kaltblütigen Sarkasmen der Welt über dergleichen Dinge Lügen zu strafen.

Jetzt jedoch hatte sie einsehen gelernt, daß die Sarkasmen der Welt in dieser Beziehung, so kalt sie auch scheinen mögen, nicht um so weniger wahr seien, und nachdem sie dies eingesehen, hatte sie beschlossen, daß von einem nähern Verhältniß zwischen ihr selbst und Lord Lufton keine Rede sein könne.

Sie war zu einem Entschlusse gekommen, er aber noch nicht, und in dieser Gemüthsstimmung stand er nun da mit der Absicht, jene gefährliche Freundschaft, welcher sie verständigerweise ein Ende gemacht, wieder zu erneuen.

„Also Sie wollen morgen fort?" sagte sie, sobald sie Beide sich in dem Salon befanden.

„Ja, ich reise morgen früh mit dem ersten Zuge, und der Himmel weiß, wann wir uns wiedersehen."

„Nun, doch nächsten Winter?"

„Allerdings, wenn auch nur auf einige Tage. Ich weiß nicht, ob ich noch einen Winter hier verleben werde, wie ja dies überhaupt Niemand wissen kann."

„Ganz recht, dies kann Niemand, wenigstens können es Leute wie Sie nicht. Ich selbst gehöre einem solchen wandernden Stamme nicht an."

„Ich wollte aber, es wäre dies der Fall."

„Dafür bin ich Ihnen durchaus nicht verbunden. Ihr Nomadenleben sagt jungen Damen nicht zu."

„Nun, aber haben Sie nicht das Beispiel so vieler Frauen vor Augen? Junge schutzlose Frauen giebt es überall in der ganzen Welt."

„Und es sind die langweiligsten Geschöpfe, die man sich denken kann, nicht wahr?"

„O nein, das möchte ich gerade nicht sagen. Je mehr ich von dem alten gebahnten Wege abschweifen kann, desto mehr freut es mich. Ich könnte morgen ein Radikaler — oder ein förmlicher Mann des Volkes werden, wenn ich nicht wüßte, daß ich dadurch meiner Mutter das Herz bräche."

„Was Sie auch thun mögen, Lord Lufton, Das thun Sie nicht."

„Aber eben weil ich an Ihnen so viel Gefallen

gefunden," fuhr er fort, „bin ich von dem gebahnten Wege so weit abgekommen."

„Wirklich?"

„Ja wohl, und deßwegen sage ich: Gehen Sie allein, leiten Sie Ihre Schritte selbst und lassen Sie sich nicht hier- und dorthin drängen, sondern gehen Sie so, wie der alte Schlendrian Ihrer Großmutter Sie führt."

„Wissen Sie, daß ich der Meinung bin, der alte Schlendrian werde im Grunde genommen der sicherste und beste sein. Ich habe mich nicht sehr weit davon entfernt und bin entschlossen, dahin zurückzukehren."

„Das ist unmöglich! Selbst eine Armee alter Weiber mit aus von der Zeit ehrwürdig gemachten Vorurtheilen geflochtenen Tauen könnte Sie nicht dahin zurückzerren."

„Ja, Lord Lufton, das ist wahr. Nur eine —"

Und sie schwieg plötzlich. Sie konnte ihm doch nicht sagen, daß eine einzige, ihren einzigen Sohn liebende Mutter genügt hätte, es zu thun. Sie konnte ihm nicht erklären, daß diese Abweichung von dem hergebrachten Schlendrian schon ihre eigene Ruhe zerstört und ihr friedliches, glückliches Leben in einen schmerzlichen Kampf verwandelt hatte.

„Ich weiß, daß Sie umkehren wollen," hob er wieder an. „Glauben Sie, ich habe Augen und könne

nicht sehen? Kommen Sie, Lucy, wir sind Freunde gewesen und dürfen auf diese Weise nicht scheiden. Meine Mutter ist ein Musterbild unter den Frauen. Ich sage das in vollem Ernste — sie ist ein Musterbild unter den Frauen, und ihre Liebe zu mir ist die Vollkommenheit mütterlicher Liebe."

„Ja, so ist es, und ich freue mich, daß Sie es erkennen."

„Ich müßte kein Mensch sein, wenn ich es nicht thäte. Nichtdestoweniger aber kann ich nicht zugeben, daß sie mich in allen Dingen am Gängelbande führe. Wollte ich dies thun, so würde ich aufhören, ein Mann zu sein."

„Wo fänden Sie aber Jemanden, der Ihnen so aufrichtigen Rath ertheilen würde?"

„Aber nichtsdestoweniger muß ich mich selbst leiten. Ich weiß nicht, ob mein Argwohn vollkommen gerecht ist, aber ich glaube, sie hat diese Entfremdung zwischen Ihnen und mir hervorgerufen. Ist dem nicht so?"

„Mit mir selbst hat sie nicht gesprochen," sagte Lucy, indem sie feuerroth ward. Obschon sie aber nicht ihr Blut beherrschen konnte, so war dies doch mit ihrer Stimme der Fall.

„Sie hat's also nicht gethan? Sie werden mir nichts Anderes als die Wahrheit sagen, das weiß ich."

„Ich werde Ihnen über diese Angelegenheit gar Nichts sagen. Es ist dies ein Gegenstand, über welchen es mir nicht zukommt, zu sprechen.“

„Ah, ich verstehe,“ sagte er, erhob sich von seinem Stuhle und stellte sich mit dem Rücken gegen das Kaminfeuer. „Meine Mutter will ein Mal nicht, daß ich meine Freunde selbst wähle — meine Freunde sowohl, als meine —“

Und er stockte plötzlich.

„Aber warum sagen Sie dies mir, Lord Lufton?“

„Ja, in der That, ich darf meine Freunde nicht selbst wählen, obschon sie zu den besten und reinsten von Gottes Geschöpfen gehören. Lucy, ich kann nicht glauben, daß Sie aufgehört haben, Achtung und Zuneigung für mich zu empfinden. Daß Sie diese Gefühle für mich empfunden haben, davon bin ich überzeugt.“

Sie fühlte, daß es fast unmännlich von ihm sei, sie so auszuforschen und in die Enge zu treiben, um dann die ganze Wucht der Erklärung, welche sein Hierherkommen nothwendig machte, auf sie zu werfen. Nichtsdestoweniger aber mußte die Wahrheit gesprochen werden, und mit Gottes Hülfe hoffte sie Kraft zu finden, die Wahrheit zu sprechen.

„Ja, Lord Lufton,“ entgegnete sie, „ich habe

Achtung für Sie empfunden und empfinde dieselbe noch. Sie verstehen unter diesem Wort etwas mehr, als das gewöhnliche Gefühl des Bekanntseins, welches zwischen einem Herrn und einer Dame von verschiedenen Familien vorherrschen kann, welche einander erst seit so kurzer Zeit kennen, wie wir."

„Ja, und noch etwas mehr," sagte er mit Energie.

„Nun, ich will dieses Mehr nicht definiren."

„O, es ist etwas weit Wärmeres und zweier menschlichen Geschöpfe, welche Eines des Andern Geist und Herz schätzen, weit Würdigeres."

„Thörichterweise habe auch ich ein innigeres Gefühl für Sie empfunden. Schweigen Sie! Sie haben mich genöthigt, zu sprechen, unterbrechen Sie mich daher auch nicht. Sagt Ihr Gewissen Ihnen nicht, daß Sie, indem Sie dies gethan, unklugerweise jenem alten Schlendrian untreu geworden sind, von welchem Sie so eben sprachen? Mir ist es etwas Angenehmes gewesen, so Etwas zu thun. Ich habe das Gefühl von Unabhängigkeit geliebt, mit welchem ich mich einer offenen Freundschaft mit einer Persönlichkeit, wie Sie sind, widmen zu können glaubte. Ihr Rang, der von dem meinigen so verschieden ist, hat dies wahrscheinlich um so anziehender gemacht."

„Unsinn!"

„O, es ist doch so. Jetzt weiß ich es. Aber was würde die Welt zu einem solchen Bündniß sagen?“

„Die Welt?“

„Ja, die Welt! Ich bin kein Philosoph, der die Welt mißachtet, obschon Sie, Mylord, sich aus der Meinung derselben vielleichts Nichts zu machen brauchen. Die Welt wird sagen, daß ich, die Schwester des Pfarrers, nach dem jungen Lord geangelt und daß der junge Lord mich zum Besten gehabt habe.“

„Das soll die Welt nicht sagen!“ rief Lord Lufton sehr gebieterisch.

„Aber sie wird es! Sie können ihr eben so wenig befehlen, als König Canut den Wellen des Meeres,“ entgegnete Lucy. „Ihre Mutter hat sich weislich eingemischt, um mir dies zu ersparen, und die einzige Gunst, die ich von Ihnen verlangen kann, ist, daß auch Sie es mir ersparen.“

Und mit diesen Worten stand sie auf, als ob sie die Absicht hätte, sofort ihren Besuch bei Mistreß Podgens' Kind abzustatten.

„Halt, Lucy!“ sagte Lord Lufton, indem er sich zwischen sie und die Thür stellte.

„Sie dürfen mich nicht mehr kurzweg Lucy nennen, Lord Lufton. Es war Wahnsinn von mir, als ich es erlaubte.“

„Beim Himmel, ich werde Dich Lucy nennen — meine Lucy vor der ganzen Welt — meine Lucy, die beste, geliebte Freundin meines Herzens. Lucy, hier ist meine Hand. Wie lange Du schon mein Herz hast, darauf kommt jetzt Nichts an.“

Nun hatte sie das Spiel gewonnen, und ohne Zweifel fühlte sie ihren Triumph. Ihr schlagfertiger Witz und ihr beredter Mund, nicht ihre Schönheit, hatten ihn besiegt, und nun mußte sie anerkennen, daß ihre Macht über ihn grenzenlos war. Sicherlich setzte er nun lieber Alles auf's Spiel, als daß er sie verließ.

Sie fühlte ihren Triumph, aber keine Miene ihres Gesichts verrieth ihm, daß sie dies that.

In Bezug auf Das, was sie nun zu thun hätte, war sie keinen Augenblick lang in Zweifel. Er war zu der Erklärung, die er ausgesprochen, nicht durch seine Liebe, sondern durch seine Verlegenheit genöthigt worden. Sie hatte ihm das Unrecht vorgerückt, welches er ihr zugefügt, und er war durch seine Großmuth bewogen worden, dieses Unrecht durch das edelste Opfer, welches er bringen konnte, wieder gutzumachen.

Lucy Robarts war aber nicht das Mädchen, welches ein solches Opfer angenommen hätte.

Er trat ihr einen Schritt näher, wie um sie in

seine Arme zu schließen, aber sie wich zurück, so daß er sie nicht erreichen konnte.

„Lord Lufton!“ sagte sie, „wenn Sie kaltblütiger und besonnener geworden sind, werden Sie einsehen, daß dies unrecht ist. Das Beste, was wir Beide jetzt thun können, ist, daß wir scheiden.“

„Nicht das Beste wäre dies, sondern gerade das Schlimmste, so lange wir einander nicht vollkommen verstehen.“

„Nun, dann verstehen Sie mich vollkommen, wenn ich sage, daß ich nicht Ihr Weib sein kann.“

„Lucy, willst Du damit sagen, daß Du mich nicht lieben lernen könntest?“

„Ich will damit sagen, daß ich es nicht versuchen will. Beharren Sie nicht dabei, oder Sie werden sich um Ihrer eigenen Thorheit willen selbst hassen.“

„Aber ich werde dabei beharren, bis Du meine Liebe annimmst, oder mit der Hand auf dem Herzen sagst, daß Du mich nicht lieben kannst und nicht lieben willst.“

„Dann muß ich Sie bitten, mich gehen zu lassen,“ entgegnete sie und blieb dann stehen, während er zwei oder drei Mal eiligst im Zimmer auf- und abging. „Und, Lord Lufton,“ fuhr sie fort, „wenn Sie mich jetzt verlassen wollen, so sollen die Worte, die Sie ge-

sprochen, sein, als ob sie niemals gesprochen worden wären.“

„Ich frage nicht danach, wer da weiß, daß sie gesprochen worden. Je eher sie der ganzen Welt bekannt werden, desto lieber soll es mir sein, ausgenommen, wenn —“

„Denken Sie an Ihre Mutter, Lord Lufton!“

„Was kann ich Besseres thun, als ihr das trefflichste Mädchen, welches ich jemals kennen gelernt, zur Tochter geben? Wenn meine Mutter Dich richtig kennen gelernt hat, wird sie Dich eben so lieben, wie ich. Lucy, sag' mir ein Wort des Trostes.“

„Ich werde kein Wort zu Ihnen sagen, das Ihr künftiges Wohl gefährden könnte. Es ist unmöglich, daß ich Ihr Weib werde.“

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie mich nicht lieben können?“

„Sie haben kein Recht, weiter in mich zu dringen,“ sagte sie und setzte sich, zornig die Stirn runzelnd, auf das Sopha nieder.

„Beim Himmel,“ sagte er, „eine solche Antwort nehme ich von Dir nicht eher an, als bis Du die Hand auf's Herz legst und sagst, daß Du mich nicht lieben kannst.“

„O, warum drängen Sie mich so, Lord Lufton?“

„Warum? Weil mein Lebensglück davon ab-

hängt, weil ich die lautere Wahrheit wissen muß. Ich iebe Dich von ganzem Herzen und ich muß wissen, wie Dein Herz gegen mich gesinnt ist."

Lucy war mittlerweile wieder vom Sopha aufgestanden und sah ihm unverwandt in's Gesicht.

„Lord Lufton," sagte sie, „ich kann Sie nicht lieben!"

Und indem sie dies sagte, legte sie, wie er verlangt hatte, die Hand auf's Herz.

„Dann helfe mir Gott, denn ich bin sehr elend! Leb' wohl, Lucy!" rief er und streckte die Hand nach ihr aus.

„Leben Sie wohl, Mylord," stammelte sie. „Zürnen Sie mir nicht."

„Nein! nein! nein!" rief er, verließ, ohne weiter ein Wort hinzuzusetzen, Zimmer und Haus und eilte heimwärts.

Es war kaum zu verwundern, daß er an diesem Abend zu seiner Mutter sagte, Griselda Grantly würde für seine Schwester eine hinreichend gute Gefährtin sein. Er für seine Person wollte keine solche Genossin.

Und als er fort und vom Fenster aus nicht mehr zu sehen war, ging Lucy mit festem Schritt hinauf in ihr Zimmer, verschloß die Thür und warf sich auf's Bett.

Warum — o warum hatte sie eine solche Unwahrheit gesagt? Konnte sie durch irgend Etwas zu einer Lüge berechtigt werden? Und war es keine Lüge, da sie doch wußte, daß sie ihn mit der ganzen Kraft ihres liebenden Herzens liebte?

Aber seine Mutter und die hämische Welt, welche behauptet haben würde, sie habe ihr Netz nach dem thörichten jungen Lord ausgeworfen und ihn glücklich gefangen! Das konnte ihr Stolz nicht ertragen. So stark ihre Liebe auch war, so war doch ihr Stolz vielleicht noch stärker — wenigstens während dieser Unterredung.

Zweites Kapitel.

Mistreß Proudie's Conversazione.

Es war schmerzlich, das Unheil und die Gefahr zu bedenken, worein Griselda Grantly durch den Weltsinn ihrer Mutter binnen den wenigen Wochen vor Lady Lufton's Ankunft in London versetzt ward — sehr schmerzlich, wenigstens für Lady Lufton selbst, wenn sie von Zeit zu Zeit vernahm, was in London vorging.

Lady Hartletop's Haus war nicht das einzige nicht völlig makellose, in welchem es Griselda vergönnt war, frische Lorbeeren zu ernten. In der Morning Post war offen berichtet worden, daß diese junge Dame auf einer von Miß Dunstable's berühmten Soiréen die bewundertste der vielen anwesenden Schönheiten

gewesen, und dann hörte man auch, daß sie Mistreß Proudie's Salon durch ihre Gegenwart geschmückt habe.

Miß Dunstable selbst konnte von Lady Lufton nicht gerade etwas Böses nachgesagt werden. Erstere war, wie Letztere wußte, mit sehr viel Leuten von der rechten Art bekannt und die vertraute Freundin von Lady Lufton's sehr conservativen und nicht sehr fernen Nachbarn, den Greshams.

Im Gegensatz hierzu war sie aber auch mit sehr vielen Leuten von der schlimmen Art bekannt. Sie war überhaupt mit Jedermann vertraut, von dem Herzog von Omnium an bis zu der alten verwittweten Lady Goodygaffer, welche während des letzten Vierteljahrhunderts alle Cardinaltugenden repräsentirt hatte. Sie war in Exeter Hall eben so heimisch, als in der Kapelle eines gewissen furchtbaren Prälaten, welcher im Verdacht stand, Stolgebühren und Vespern zu begünstigen und keinen gebührenden protestantischen Haß gegen Ohrenbeichte und Fischkost am Freitage zu hegen.

Lady Lufton, welche in diesen Beziehungen sehr streng war, sah dies nicht gern und sagte von Miß Dunstable, es sei unmöglich, gleichzeitig Gott und dem Mammon zu dienen.

Mistreß Proudie aber war ihr noch anstößiger, und sie war daher überrascht, zu hören, daß Griselda

einem von Mistreß Proudie's Gesellschaftsabenden beigewohnt hatte.

„Hätte man ihren Vater zu Rathe gezogen," sagte Lady Lufton bei sich selbst, „so wäre dies nimmermehr geschehen."

Hierin aber irrte sie sich, denn in Dinge, welche die Einführung seiner Tochter in die Welt betrafen, mischte der Oberdecan oder Archidiaconus sich niemals.

Mistreß Proudie betrachtete sich damals keineswegs als die Geringste unter den Frauen der Bischöfe. Sie hatte dieses Jahr die Saison in einem neuen Hause in Glocester Place eröffnet, wo die Empfangszimmer jedenfalls Alles waren, was die Gemahlin eines Bischofs wünschen konnte.

Sie hatte hier einen Frontsalon von sehr stattlichen Dimensionen, einen zweiten ebenfalls ziemlich stattlichen Salon, obschon derselbe anscheinend in einem Kampfe mit dem benachbarten Hause eine seiner hintersten Ecken verloren hatte, und dann gab es noch ein drittes Zimmer — wir wissen nicht recht, ob wir es einen kleinen Salon oder ein Closet nennen sollen — in welchem Mistreß Proudie sich gern aufhielt, um die Welt wissen zu lassen, daß noch ein drittes Staatszimmer zu ihrer Verfügung stand.

Eine Zeitlang wußte sie nicht, durch welche Art von Gesellschaften oder Amusements sie sich berühmt

machen sollte.- Von Bällen und Soupers konnte natürlich nicht die Rede sein. Sie hatte Nichts dagegen, daß ihre Töchter die ganze Nacht in andern Häusern tanzten — denn die fashionable Welt verlangte es, und die jungen Damen hatten vielleicht einen eigenen Willen — aber in ihrem eigenen Hause, so zu sagen im Schatten des bischöflichen Gewandes zu tanzen, wäre eine Sünde und ein Scandal gewesen.

Was Soupers betrifft, so sind diese von allen Formen, in welchen man gegen eine zahlreiche Versammlung Gastfreundschaft übt, die allerkostspieligste.

„Es ist schauderhaft, wenn man bedenkt, daß wir blos um des Essens und Trinkens willen unsere Freunde besuchen," pflegte Mistreß Proudie zu den Frauen der Geistlichen von Barsetshire zu sagen; „es verräth einen gar so sinnlichen Hang."

„Ja, das ist wahr, Mistreß Proudie, und ist überdies auch sehr gemein," pflegten jene Damen zu antworten.

Die Aelteren unter ihnen gedachten jedoch mit Sehnsucht der freigebigen Gastfreundschaft in den guten alten Tagen des Bischofs Grantly — Gott habe ihn selig!

„Wenn wir hungrig sind, Mistreß Proudie," sagte die Gattin eines alten Vicars, „so haben wir Alle sinnliche Gelüste."

„Aber es wäre weit besser, Mistreß Athill, wenn die Welt dieselben zu Hause befriedigte," entgegnete Mistreß Proudie rasch — eine Meinung, mit welcher wir uns keineswegs einverstanden erklären können.

Eine „Conversazione" aber gab nicht Anlaß zu sinnlichen Gelüsten und verursachte auch nicht jenen unerträglichen Geldaufwand, welchen die Befriedigung sinnlicher Gelüste nur zu oft nöthig macht.

Mistreß Proudie fühlte allerdings, daß das Wort nicht ganz das war, was sie gewünscht hätte. Es war ein Wenig abgenutzt und veraltet und schien eigentlich auf den Theil der Londoner Gesellschaft anwendbar zu sein, welcher mehr für blau, als für fashionable gilt.

Nichtsdestoweniger hatte das Wort etwas Geistiges und so zu sagen etwas Oekonomisches, was ihr gefiel.

Eine Conversazione bei Mistreß Proudie bestand darin, daß mehr Gäste eingeladen wurden, als das Meublement ihrer Salons mit Einschluß der zwei Stühle und der gepolsterten Bank in dem Closet — dem kleinen, innern Salon, wie sie es nannte — fassen konnte, während die Uebrigen umherstanden, oder sich „gruppirten."

Dann ward während der zweistündigen Dauer

einer solchen Conversazione vier Mal Thee und Kuchen präsentirt.

Es ist wunderbar, wie weit man mit einer geringen Quantität Kuchen auf diese Weise reicht, besonders wenn man ihn möglichst zeitig nach dem Diner präsentiren läßt. Die Herren können ihn nicht essen, und die Damen müssen, da sie weder Teller noch Tische haben, sich dieses Genusses ebenfalls enthalten, denn sie wissen, daß sie nicht ein Stück bröckligen Kuchens bis zum Verzehren desselben in der Hand halten können, ohne ihrem besten Kleide wesentlichen Schaden zuzufügen.

Wenn daher Mistreß Proudie am Schluß der Woche ihre Bücher abschloß und ihre gegebenen Conversazioni vom finanziellen Standpunkte aus überblickte, gab ihr Gewissen ihr das Zeugniß, daß sie das rechte Theil erwählt habe.

Da wir wissen, daß die Bestimmungen des Lufton-Grantly-Tractates feierlich zwischen den beiden Müttern ratificirt worden waren, so sind wir vielleicht nicht berechtigt, anzunehmen, daß Mistreß Grantly dadurch, daß sie erfuhr, Lord Dumbello habe versprochen, die Gesellschaft bei Mistreß Proudie zu besuchen, veranlaßt ward, ihre Tochter hinzuführen.

Allerdings ist es Thatsache, daß hohe contrahirende Personen sich zuweilen einen Spielraum

gestatten, welcher von einem bescheideneren Range angehörenden Contrahenten als unredlich betrachtet werden würde, und es ist möglich, daß die Gattin des Oberdecans wirklich an die zweite Sehne dachte, womit ihr Bogen versehen war.

Doch sei dem, wie ihm wolle, so war Lord Dumbello bei Mistreß Proudie, und eben so traf es sich, daß Griselda in der Ecke eines Sophas saß, neben welchem sich ein leerer Raum befand, in welchem der junge Lord sich „gruppiren" konnte.

Griselda und ihre Mutter hatten auch noch nicht lange hier gesessen, als Lord Dumbello sich wirklich gruppirte.

„Schöner Tag heute," sagte er, indem er sich näherte und den leeren Platz an Miß Grantly's Ellbogen einnahm.

„Wir machten heute eine Spazierfahrt und fanden es ziemlich kalt," entgegnete Griselda.

„Ja, es ist verteufelt kalt," sagte Lord Dumbello und rückte seine weiße Cravatte zurecht und strich sich seinen Backenbart. Nachdem er so weit gekommen, schritt er nicht sofort zu fernerweiten conversationellen Anstrengungen, und Griselda that dies auch nicht. Er gruppirte sich jedoch wieder, wie es einem Manne seines Ranges geziemte, was von Mistreß Proudie mit großer Befriedigung wahrgenommen ward.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, Lord Dumbello,“ sagte diese Dame, indem sie auf ihn zukam und ihm warm die Hand drückte, „es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie meine bescheidene kleine Theegesellschaft mit Ihrer Gegenwart beehren.“

„O, ich nenne so Etwas sehr angenehm,“ entgegnete der Lord. „Ich liebe Das — kein Lärm, wissen Sie.“

„Nein, und das ist eben das Schöne. Kein Lärm, kein Geräusch, kein Paradiren. Das sage ich stets. Eine Gesellschaft besteht nach meinen Begriffen darin, daß man den Leuten Gelegenheit giebt, ihre Gedanken auszutauschen — was wir Conversation nennen.“

„Ah — ja — sehr richtig.“

„Aber nicht, daß man gemeinschaftlich ißt und trinkt — meinen Sie nicht auch, Lord Dumbello? Und dennoch scheint die Praxis unsers Lebens zu beweisen, daß nur die Befriedigung dieser thierischen Gelüste die Leute zusammenführen kann. Die Welt begeht hierin sicherlich einen großen Fehlgriff.“

„Aber eine gute Mahlzeit ist auch nicht zu verachten,“ sagte Lord Dumbello.

„O, versteht sich — versteht sich. Ich gehöre keineswegs zu Denen, welche behaupten, unsere Sinne seien uns nicht verliehen worden, um uns das Leben

angenehm zu machen. Warum gäbe es so viel Gutes, wenn wir es nicht genießen sollten?"

„Wer wirklich ein gutes Diner geben kann, der hat schon viel gelernt," sagte Lord Dumbello mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit.

„Ja wohl, sehr viel. Es ist dies an und für sich eine förmliche Kunst, und zwar eine Kunst, die ich keineswegs verachte. Indessen, essen kann der Mensch doch nicht immer."

„Nein," sagte Lord Dumbello, „nicht immer."

Und er machte ein Gesicht, als ob er beklagte, daß seine Fähigkeiten in dieser Beziehung so beschränkt wären.

Mistreß Proudie ging nun weiter und näherte sich Mistreß Grantly.

In London waren die beiden Damen sehr freundlich gegen einander, obschon sie daheim in der Provinz in immerwährender Fehde mit einander lagen. — Nichtsdestoweniger würde Mistreß Proudie's Benehmen einem scharfsichtigen Beobachter verrathen haben, daß sie den Unterschied zwischen einem Bischof und einem Oberdecan recht wohl kannte.

„Ich freue mich sehr, Sie zu sehen," sagte sie. „Bitte, behalten Sie Platz; ich will mich jetzt noch nicht setzen. Aber warum ist der Oberdecan nicht mitgekommen?"

„Es war ihm nicht möglich," entgegnete Mistreß Grantly. „Er hat, wenn wir in London sind, niemals auch nur einen Augenblick, den er sein nennen könnte."

„Sie gehen wohl ziemlich frühzeitig schlafen?"

„O, immer noch viel später, als wir Beide wünschten, versichere ich Ihnen. Wir können uns an das Leben in London nie recht gewöhnen."

„Wenn man aber ein Mal eine gewisse Stellung einnimmt, so muß man es," sagte Mistreß Proudie. „Mein Gemahl zum Beispiel muß den Parlamentssitzungen beiwohnen."

„Er muß?" fragte Mistreß Grantly, als ob sie in Bezug auf diesen Zweig der Amtsthätigkeit eines Bischofs nicht recht unterrichtet wäre. „Dann ist es mir sehr lieb, daß Oberdecane keiner dergleichen Dienstverbindlichkeit unterworfen sind."

„Nein, das ist nicht der Fall," entgegnete Mistreß Proudie sehr ernst. „Wie ungemein wohl aber Ihre liebe Tochter aussieht! Ich habe auch gehört, daß sie förmlich bewundert worden ist."

Diese Worte waren für Mistreß Grantly gerade nicht sehr schmeichelhaft. Alle Welt hatte — wenigstens glaubte Mistreß Grantly dies — anerkannt, daß Griselda unzweifelhaft die Schönheit der Saison sei. Marquis und Lords stritten sich schon um ein

Lächeln von ihr, und ganze Journalartikel waren über ihr Profil geschrieben worden. Wie hart für Mistreß Grantly, sich nun sagen lassen zu sollen, ihre Tochter sei „förmlich bewundert" worden. Ein solcher Ausdruck war wohl auf eine hübsche, kleine, rothbäckige Milchmagd anwendbar, aber nicht auf eine von der großen Gesellschaft gefeierte Schönheit.

„Natürlich kann Griselda in dieser Beziehung nicht mit Ihren Töchtern verglichen werden," entgegnete Mistreß Grantly sehr ruhig.

Die Miß Proudies hatten in Bezug auf ihre Schönheit bei der fashionablen Welt durchaus keinen Beifall gefunden. Ihre Mutter fühlte den Stich lebhaft, wollte aber keinen Versuch machen, in der gegenwärtigen Arena zu kämpfen. Sie notirte sich daher diese Worte blos auf der Tafel ihres Gedächtnisses und bewahrte sie für die Heimkunft nach Barchester.

„Ah, da kommt ja auch Miß Dunstable!" rief sie, als sie sah, daß diese Dame so eben in's Zimmer getreten war, und fort ging Mistreß Proudie, um ihren ausgezeichneten Gast zu bewillkommnen.

„Also das ist eine Conversazione, wie?" sagte diese Dame, indem sie wie gewöhnlich in nicht gerade gedämpftem Tone sprach. „Also man conversirt, trinkt dazu Thee und ißt Kuchen, und wenn man des Redens

müde ist, so geht man wieder seines Weges — nicht wahr, so ist's?"

„Ja, aber unter drei Stunden dürfen Sie nicht müde werden."

„O, des Redens werde ich nicht so schnell müde, das weiß alle Welt! Ah, sind Sie auch da!" fuhr sie, sich zu dem Bischof wendend, fort. „Etwas sehr Nettes, eine solche Conversazione, meinen Sie nicht auch?"

Der Bischof rieb sich die Hände, lächelte und sagte, er fände es wirklich sehr nett.

„Mistreß Proudie ist in allen ihren Arrangements überaus glücklich," bemerkte Miß Dunstable.

„Ja, ja," sagte der Bischof. „Ich glaube wirklich, sie ist in diesen Dingen glücklich. Ich schmeichle mir es wenigstens. Sie, Miß Dunstable, sind natürlich an weit großartigere Dinge gewöhnt."

„Ich? Ach mein Gott, nein," rief Miß Dunstable. „Niemand haßt Großartigkeit mehr, als ich. Natürlich muß ich thun, was mir geheißen wird. Ich muß in einem großen Hause wohnen und drei riesige Lakaien halten. Ich muß einen Kutscher mit einer fürchterlichen Perücke und Pferde haben, die so groß sind, daß ich mich davor fürchte. Wenn ich dies Alles nicht thäte, so würde man mich für wahnsinnig und für unfähig zur Verwaltung meines Vermögens er=

klären. Was aber Großartigkeit betrifft, so hasse ich dieselbe. Ich gehe mit dem Gedanken um, selbst einige dieser Conversazioni zu veranstalten. Ich möchte wissen, ob Mistreß Proudie mir dabei hülfreich zur Seite stehen würde."

Der Bischof rieb sich wieder die Hände und sagte, er sei überzeugt, daß seine Gattin dies thun würde. Er fühlte sich in Miß Dunstable's Nähe niemals recht behaglich, weil er nie wußte, ob sie Das, was sie sagte, ernstlich meinte oder nicht. Er ergriff deßhalb, einen Vorwand, murmelnd, die Flucht, und Miß Dunstable lachte innerlich über seine augenscheinliche Verlegenheit.

Sie war von Natur gut, großmüthig und offenherzig, aber sie lebte jetzt sehr viel in Gesellschaft von Leuten, an welche Güte, Großmuth und Offenherzigkeit weggeworfen waren.

Sie war auch geistreich und konnte sarkastisch sein, und sie fand, daß diese Eigenschaften in der Welt, in welcher sie lebte, besser angewendet waren, als Großmuth und Offenherzigkeit.

Und so lebte sie von Monat zu Monat und von Jahr zu Jahr nicht in so gutem Geiste, wie sie hätte thun können, aber stets mit warmer Zuneigung für die Personen, welche sie wirklich lieben konnte.

Sie wußte auch recht wohl, daß sie nicht lebte,

wie sie leben sollte, daß der Reichthum, den sie zu verachten vorgab, die Gesundheit ihres Charakters beeinträchtigte — nicht durch seinen Glanz, sondern durch die Lebensweise, welche er als eine Nothwendigkeit hervorzurufen schien.

Sie wußte, daß sie allmählich zum Spott und zur Verachtung an sich ehrwürdiger Dinge geneigt ward, aber obschon sie dies wußte und deßhalb mit sich selbst unzufrieden war, so verstand sie doch nicht, sich davon loszumachen.

Sie hatte von der schwärzeren Seite der menschlichen Natur so viel gesehen, daß diese Schwärze für sie nicht mehr so viel Abschreckendes hatte, als sie hätte haben sollen.

Sie war die Beute gewesen, nach welcher so viele ruinirte Verschwender getrachtet; so viele Piraten waren bemüht gewesen, sie auf dem offenen Meere des Lebens in den Grund zu segeln, daß sie aufgehört hatte, dergleichen Anschläge auf ihren Geldkasten als unmännlich oder als allzu habgierig zu betrachten.

Sie begnügte sich damit, ihren Kampf mit ihren eigenen Waffen auszufechten, und fühlte sich sicher in der Kraft ihres Willens und Witzes.

Sie hatte einige wenige Freunde, welche sie wirklich liebte, unter welchen ihr inneres Ich zum Vor=

schein kam und Das, was es zu sagen hatte, mit seiner eigenen wahren Stimme keck aussprach.

Und die Person, welche so sprach, war sehr verschieden von jener Miß Dunstable, welcher Mistreß Proudie den Hof machte, welche der Herzog von Omnium fêtirte und die von Mistreß Harold Smith für ihre Busenfreundin erklärt ward.

Hätte sie nur auch einen Genossen finden können, dem sie ihr Vertrauen hätte schenken können, der ihr die schwere Bürde der Welt tragen geholfen hätte! — Aber wo sollte sie einen solchen Freund finden? — Sie, mit ihrem scharfen Witz, ihrem unermeßlichen Reichthum und ihrer lauten, lachenden Stimme! Alles um sie herum war geeignet, Personen anzuziehen, die sie nicht achten konnte, und den Freund, mit dessen Schicksal sie gern das ihrige vereinigt hätte, von ihr hinwegzuscheuchen.

Bald nach ihrem Eintritt begegnete sie Mistreß Harold Smith, welche Mistreß Proudie's Conversazione auf ihrer Abendtour ebenfalls mit berührte, um fünfzehn bis zwanzig Minuten darin zu verweilen.

„Also, ich kann Ihnen gratuliren," sagte Miß Dunstable zu ihrer Freundin.

„Nein, um's Himmels willen, thun Sie das nicht, wenn Sie nicht, was höchst wahrscheinlich wäre, in die Lage kommen wollen, Ihren Glückwunsch wieder

zurücknehmen zu müssen, was sehr unangenehm sein würde."

„Man hat mir aber erzählt, Lord Brock habe Ihren Gemahl gestern rufen lassen."

Lord Brock war damals Premierminister.

„Allerdings, und Harold war fast den ganzen Tag bei ihm. Er kann aber ein Mal nicht die Augen schließen und den Mund öffnen und sehen, was Gott ihm senden will, wie doch ein weiser und kluger Mann thun sollte. Er will immer mäkeln und feilschen, und das liebt kein Premierminister."

„Na, auf alle Fälle möchte ich nicht in seinen Schuhen stecken, wenn er wieder nach Hause gehen und sagen muß, daß der Handel rückgängig geworden ist."

„Ha! ha! ha! Na, ich würde es allerdings nicht ganz ruhig hinnehmen. Indessen, was können wir armen Frauen thun? Wenn die Sache entschieden ist, schreibe ich Ihnen sofort eine Zeile."

Und dann beendete Mistreß Harold Smith ihre Runde durch die Zimmer und saß noch vor Ablauf der bestimmten zwanzig Minuten wieder in ihrem Wagen.

„Hat sie nicht ein schönes Profil?" sagte Miß Dunstable etwas später am Abend zu Mistreß Proudie.

Natürlich gehörte das Profil, von welchem man sprach, der schönen Miß Grantly.

„Ja, es ist allerdings schön,“ entgegnete Mistreß Proudie. „Nur Schade, daß kein Sinn darin liegt.“

„Die Herren scheinen aber der Meinung zu sein, daß sehr viel Sinn darin liege.“

„Das weiß ich doch nicht gewiß, Sie hat keine Conversation, sehen Sie; nicht ein Wort. Sie sitzt schon seit einer Stunde dort neben Lord Dumbello und hat während dieser Zeit kaum drei Mal den Mund aufgethan.“

„Aber, meine liebe Mistreß Proudie, wer wäre auch im Stande, mit Lord Dumbello zu conversiren?“

Mistreß Proudie dachte, ihre Tochter Olivia würde unzweifelhaft im Stande sein, dies zu thun, sobald sie nur Gelegenheit dazu finden könnte; denn Olivia besaß ungemein viel „Conversation.“

Während die beiden Damen noch das jugendliche Paar betrachteten, sprach Lord Dumbello wirklich wieder.

„Ich glaube, ich habe es nun hier satt,“ sagte er zu Griselda.

„Wahrscheinlich haben Sie noch andere Einladungen erhalten,“ sagte sie.

„Allerdings; ich glaube, ich werde zunächst zu Lady Clantelbrocks gehen.“

Und mit diesen Worten entfernte er sich.

Kein anderes Wort, als die in dieser wahrhaften Erzählung aufgezeichneten, ward an diesem Abend zwischen ihm und Miß Grantly gesprochen, und dennoch behauptete die Welt, er und die junge Dame hätten an diesem Abend so vertraulich mit einander geliebelt, daß die Sache bedenklich erscheine, und Mistreß Grantly begann während der Nachhausefahrt zu bezweifeln, ob es wohl klug von ihr gehandelt sein würde, ein so vortheilhaftes Bündniß, wie das Haupt der großen Familie Hartletop jetzt schließen zu wünschen schien, von der Hand zu weisen.

Mit ihrer Tochter hatte die vorsichtige Mutter bis jetzt noch kein Wort von diesen Dingen gesprochen, aber es konnte bald nothwendig werden, dies zu thun. Es war ganz schön, wenn Lady Lufton sich beeilte, nach London zu kommen, aber was konnte dies nützen, wenn ihr Sohn sich niemals in ihrer Wohnung sehen ließ?

Drittes Kapitel.

Die Gunst des neuen Ministers.

Um diese Zeit, gerade als Lady Lufton im Begriff stand, von Framley nach London abzureisen, erhielt Mark Robarts einen dringenden Brief, in welchem er ebenfalls aufgefordert ward, auf einige Tage nach London zu kommen, nicht zum Vergnügen, sondern in Geschäftsangelegenheiten.

Der Brief war von seinem unermüdlichen Freund Sowerby und lautete, wie folgt:

„Mein lieber Robarts!

„So eben habe ich gehört, daß der arme kleine Burslem, der Pfründner von Barsetshire, gestorben ist. Sterben müssen wir Alle ein Mal — wie Sie

Ihrer Gemeinde ohne Zweifel schon mehr als ein Mal von der Kanzel verkündet haben. Die Stelle muß wieder besetzt werden, und warum sollten Sie dieselbe nicht eben so gut bekommen, als ein Anderer? Sie trägt jährlich sechshundert Pfund und freie Wohnung. Der kleine Burslem hatte neunhundert, aber die guten alten Zeiten sind vorüber. Ob das Haus unter dem gegenwärtigen geistlichen Regime vermiethbar ist, oder nicht, weiß ich nicht. Früher war es der Fall, denn ich entsinne mich, daß Mistreß Wiggies, die Wittwe des Seifensieders, lange darin gewohnt hat. Harold Smith ist so eben in das Ministerium getreten und könnte, glaube ich, in dem gegenwärtigen Augenblicke in dieser Sache sich auf einflußreiche Weise verwenden. Mir kann er es nicht gut abschlagen, und Sie brauchen blos ein Wort zu sagen, so spreche ich mit ihm. Besser aber ist's immer, wenn Sie selbst kommen, jedenfalls telegraphiren Sie mir das Wort ‚Ja‘ oder ‚Nein.‘

„Wenn Sie ‚Ja‘ sagen, wie Sie ohne Zweifel thun werden, so verfehlen Sie nicht, sich persönlich einzufinden. Sie treffen mich in dem ‚Travellers-Club,‘ oder im Unterhause. Die Pfründe, welche keinerlei Thätigkeit erheischt und neben welcher Sie Ihr jetziges Amt fortbehalten können, wird Ihnen keine Mühe machen, dagegen aber Ihre Stellung verbessern

und Ihre Einkünfte vermehren, was Ihnen als Familienvater durchaus nicht unangenehm sein kann.

„Stets der Ihrige

N. Sowerby.

„Nachschrift. Sonderbarerweise höre ich, daß Ihr Bruder Privatsecretär des neuen Ministers ist. Man sagt mir, sein hauptsächlicher Dienst werde darin bestehen, die Diener zu benachrichtigen, wenn meine Schwester ihre Equipage vorfahren lassen will. Ich habe Harold, seitdem er sein neues Amt angetreten, erst drei Mal gesehen; seine Gattin, meine Schwester, aber sagt mir, er sei seit diesem Ereigniß um wenigstens einen Zoll gewachsen."

Es war dies sicherlich sehr gutmüthig von Seiten Mr. Sowerby's und bewies, wie sehr er bemüht war, seinen Freund, den Vicar, für den Schaden, den er ihm zugefügt, Ersatz zu leisten.

Dies war auch in der That der Fall. Einen leichtsinnigeren Menschen, als das Parlamentsmitglied für West-Barsetshire, konnte es nicht geben. Er war nicht blos leichtsinnig in Bezug auf sich selbst, sondern auch in Bezug auf alle Anderen, mit welchen er in Berührung kam. Er konnte seine Freunde mit eben so wenig Gewissensbissen ruiniren, als er sich selbst

ruinirt hatte. Alles, was ihm in's Netz ging, war gute Beute.

Nichtsdestoweniger war er gutmüthig und stets bereit, Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um einem Freunde einen guten Dienst zu leisten, wenn es sonst möglich war.

Er liebte Mark Robarts wirklich so sehr, als er überhaupt fähig war, irgend Jemanden von seinen Bekannten zu lieben. Er wußte schon, daß er ihm einen fast nicht wieder gutzumachenden Schaden zugefügt, und wahrscheinlich fügte er ihm dessen noch mehr zu. Daß er dies unzweifelhaft that, wenn er dazu Veranlassung fand, war ganz gewiß.

War es ihm jedoch möglich, seinen Freund auf irgend eine Weise zu entschädigen, so war es eben so unzweifelhaft, daß er dies that.

Eine solche Gelegenheit bot sich jetzt dar, und er hatte seine Schwester aufgefordert, dem neuen Minister nicht eher Ruhe zu lassen, als bis er versprochen hätte, seinen ganzen Einfluß aufzubieten, um Mark Robarts die erledigte Pfründe zu verschaffen.

Mark zeigte diesen Brief sofort seiner Gattin. Welch' ein Glück, dachte er bei sich selbst, daß darin kein Wort von jenen verwünschten Geldgeschäften erwähnt ward!

Hätte er Sowerby besser verstanden, so würde er

gewußt haben, daß dieser von Geldgeschäften nicht eher ein Wort sprach, als bis es unbedingt nothwendig ward.

„Ich weiß, Du kannst Sowerby nicht gut leiden," sagte Mark zu seiner Gattin, „aber Du mußt selbst gestehen, daß dies sehr freundlich von ihm ist."

„Der Ruf, in welchem er steht, gefällt mir nicht," sagte Fanny.

„Aber was soll ich nun thun?" fragte Mark. „Wie er sagt: warum sollte ich die erledigte Pfründe nicht eben so gut bekommen, wie ein Anderer?"

„Aber würdest Du nicht dadurch in Ausübung Deines jetzigen Amtes behindert werden?"

„Bei der kurzen Entfernung, in welcher wir von Barchester wohnen, nicht im Mindesten," entgegnete Mark. „Ich ging schon mit dem Gedanken um, den alten Jones abzuschaffen; wenn ich aber diese Stelle mit übernehme, so muß ich natürlich einen Hülfsprediger haben."

Seine Gattin konnte es nicht über sich gewinnen, ihn von der Annahme einer Beförderung, wenn sie ihm ein Mal in den Weg kam, abzureden, denn welches Weib würde dies überhaupt thun?

Dennoch aber gefiel ihr die ganze Geschichte nicht recht. Sie fürchtete diesen Griechen von Chaldicotes, selbst wenn er mit dem Geschenk einer Pfründe in

den Händen kam. Und was sagte wohl Lady Lufton dazu?

„Glaubst Du wirklich selbst nach London reisen zu müssen, Mark?" fragte Fanny.

„Ei versteht sich — das heißt, wenn ich beabsichtige, Harold Smith's gütige Vermittelung in dieser Sache anzunehmen."

„Ich glaube, es wird am Besten sein, wenn Du sie annimmst," sagte Fanny, welche vielleicht fühlte, daß es nutzlos sein würde, zu hoffen, diese Vermittelung werde nicht angenommen werden.

„Pfründen, liebe Fanny, gehen in der Regel unter Geistlichen nicht lange betteln," entgegnete Mark. „Wie könnte ich es mit der Pflicht, die ich meinen Kindern schuldig bin, in Einklang bringen, wenn ich eine solche Vermehrung meines Einkommens zurückweisen wollte?"

Und somit ward verabredet, daß er sofort nach Silverbridge hinüberfahren und eine telegraphische Botschaft absenden, den nächstfolgenden Tag aber selbst nach London reisen sollte.

„Zuvor aber mußt Du natürlich mit Lady Lufton sprechen," sagte Fanny, sobald als dies Alles entschieden war.

Mark hätte dies gern vermieden, wenn er es hätte mit Anstand thun können, aber er fühlte, daß

es nicht blos unpolitisch, sondern auch unhöflich sein würde.

Und warum sollte er sich scheuen, Lady Lufton zu sagen, daß er von der gegenwärtigen Regierung diese Beförderung zu erhalten hoffe? Es war ja durchaus keine Schande, wenn ein Geistlicher einer der Pfründner von Barchester ward. Lady Lufton selbst war stets gegen die Pfründner sehr höflich gewesen, ganz besonders gegen den kleinen Doctor Burslem, den magern kleinen Mann, der so eben die Schuld der Natur bezahlt hatte.

Dies erwägend, versuchte Mark Robarts, sich glauben zu machen, daß Lady Lufton sich über sein Glück freuen würde.

Dennoch aber glaubte er es nicht. Jedenfalls erschien ihr ein Geschenk aus der Hand des Griechen von Chaldicotes als etwas Verabscheuungswerthes.

„Ah so," sagte Lady Lufton, als der Vicar ihr mit einiger Schwierigkeit alle Umstände des Falles auseinandergesetzt hatte. „Nun, ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem mächtigen neuen Gönner, Mr. Robarts."

„Sie werden wahrscheinlich eben so wie ich der Ueberzeugung sein, daß ich dieses Amt ohne Nachtheil für das, welches ich hier in Framley bekleide, mit übernehmen kann," sagte er, indem er die seinen

Freunden geltende mißliebige Bemerkung klüglich unbeantwortet ließ.

„Nun, ich hoffe es wenigstens. Sie sind aber ein noch sehr junger Mann, Mr. Robarts, und dergleichen Pfründen werden gewöhnlich nur Geistlichen in vorgerückteren Lebensjahren verliehen.“

„Aber Sie wollen damit doch nicht sagen, daß ich das Anerbieten zurückweisen solle?“

„Wie mein Rath lauten würde, wenn Sie wirklich zu mir kämen, um diesen zu hören, kann ich, nachdem ich erst seit wenigen Augenblicken von der Sache in Kenntniß gesetzt bin, nicht sogleich sagen. Sie scheinen Ihren Entschluß bereits gefaßt zu haben, und deßhalb brauche ich denselben nicht weiter in Erwägung zu ziehen. So wie die Sache ein Mal steht, wünsche ich Ihnen Glück und hoffe, daß sie in jeder Beziehung zu Ihrem Vortheil ausschlagen möge.“

„Ich erlaube mir, Ihnen bemerklich zu machen, Lady Lufton, daß ich die Pfründe keineswegs schon habe.“

„Ah so! Ich glaubte, sie wäre Ihnen angeboten worden, und wenn ich nicht irre, sprachen Sie von diesem neuen Minister, als hätte derselbe Alles in seinen Händen.“

„O nein, wie groß sein Einfluß in dieser Be=

ziehung sein mag, weiß ich durchaus nicht. Mein Correspondent versichert mir aber —"

„Das ist wohl Mr. Sowerby? Warum nennen Sie ihn nicht bei seinem Namen?"

„Mr. Sowerby versichert mir, daß Mr. Smith sich für mich verwenden will, und hält es für höchst wahrscheinlich, daß seine Verwendung eine erfolgreiche sein werde."

„O, das versteht sich — Mr. Sowerby und Mr. Harold Smith würden zusammen ohne Zweifel in allen Dingen die besten Erfolge erzielen. Es sind dies gerade die Leute, welche heutzutage das meiste Glück machen. Nun denn, Mr. Robarts, ich wünsche Ihnen Glück."

Und sie reichte ihm zum Zeichen ihrer Aufrichtigkeit die Hand.

Mark ergriff die dargebotene Hand, beschloß aber, bei dieser Gelegenheit Nichts weiter zu sagen. Daß Lady Lufton jetzt nicht so herzlich mit ihm war, wie sie sonst zu sein gepflegt, bemerkte er recht wohl und nahm sich vor, früher oder später die Sache gründlich mit ihr durchzusprechen. Er wollte sie fragen, warum sie jetzt stets in so sarkastischem Tone mit ihm sprach und ihn so selten mit jenem alten liebreichen Lächeln begrüßte, welches er so hoch zu schätzen gewußt.

Daß sie wahr und ehrlich war, davon war er

überzeugt. Wenn er sie unumwunden fragte, so antwortete sie ihm sicherlich in derselben Weise.

Gerade in diesem Augenblicke konnte er dies jedoch nicht thun. Vor nur erst zwei oder drei Tagen war Mr. Crawley bei ihm gewesen, und stand nicht mit der größten Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, daß derselbe von Lady Lufton zu ihm geschickt worden? Seine Hände waren in diesem Augenblicke zu einem Protest nicht rein genug. Er wollte sie erst säubern und dann protestiren.

„Möchtet Ihr einen Theil des Jahres in Barchester wohnen?“ fragte er an diesem Abend seine Gattin und seine Schwester.

„Ich glaube, zwei Haushaltungen sind nur eine Last,“ sagte Fanny. „Wir haben hier sehr glücklich gelebt.“

„Es lebt sich aber in Barchester vielleicht auch nicht ganz übel,“ bemerkte Robarts.

„Wenn wir aber zwei Haushaltungen führen sollen, dann wird das Mehreinkommen bald daraufgehen,“ entgegnete die umsichtige Fanny.

„Nun, Ihr könntet ja den Sommer über das Haus möblirt vermiethen,“ meinte Lucy.

„Ich muß aber zu den bestimmten Terminen meinen Wohnsitz dort nehmen,“ sagte der Vicar. „Den ganzen Winter möchte ich auch nicht von Framley ab-

wesend sein, denn dann bekäme ich meinen Freund Lufton ja gar nicht zu sehen."

Vielleicht dachte er hierbei an die Fuchsjagden und dann wieder an das Säubern seiner Hände.

„Ich machte mir Nichts daraus, wenn ich den Winter über nicht hier wäre," sagte Lucy, indem sie an das dachte, was der letzte Winter ihr gebracht hatte.

„Aber wo um's Himmels willen sollten wir das nöthige Geld hernehmen, um eins jener großen, altmodischen Häuser zu möbliren?" fragte Fanny. „Ich bitte Dich, Mark, übereile Dich nicht."

Und sie legte ihre Hand liebreich auf den Arm ihres Gatten.

Auf diese Weise ward die Frage wegen der Pfründe am Abend vor Mark's Abreise nach London discutirt.

Die angestrengten Bemühungen, welche Harold Smith während der letzten zehn Jahre auf dem Kampfplatze der Politik gemacht, waren endlich mit Erfolg gekrönt worden. Einer der Staatssecretäre hatte sein Amt niedergelegt, weil er nicht im Stande war, die Ideen des Premierministers über die indischen Reformen zu verdauen, und Mr. Harold Smith erhielt seine Stelle.

Man sagte allerdings, er sei nicht gerade der Mann, den der Premierminister für dieses hohe Amt

gewählt haben würde, aber dem Minister waren durch die Umstände die Hände gebunden. Die letzte wichtige Ernennung, die durch ihn erfolgt war, hatte ihn fürchterlich unpopulär gemacht, so daß die ganze Nation ein gewaltiges Geschrei über ihn erhob.

Der „Jupiter" hatte in vernichtend verächtlichem Tone gefragt, ob das Laster in jeder Gestalt in diesen Tagen der Königin Victoria als ein Eingangspaß in's Cabinet zu betrachten sei. Feindselige Mitglieder beider Häuser hatten sich in den Harnisch der Moralität geworfen und donnerten ihre Sarkasmen mit der tugendhaften Entrüstung politischer Juvenale, und selbst die Freunde des Ministers streckten entsetzt die Hände empor.

Unter diesen Umständen hatte er sich in dem vorliegenden Falle für verpflichtet erachtet, einen Mann zu wählen, gegen welchen keine Partei etwas Besonderes einzuwenden haben würde. Harold Smith lebte mit seinem Weibe, und seine finanziellen Verhältnisse waren nicht über alle Maßen verworren. Er hielt keine Rennpferde, sondern, wie Lord Brock jetzt zum ersten Male hörte, in Provinzialstädten Vorlesungen über volksthümliche Gegenstände. Er hatte im Parlament einen Sitz, der so leidlich sicher war, und konnte, wenn er darum angegangen ward, stundenlange Reden halten.

Ueberdies ahnte Lord Brock, daß die ganze Maschinerie seines eigenen Ministeriums sehr bald in Trümmer gehen würde. Sein eigener Ruf war nicht schlecht, genügte aber nicht für ihn selbst und seinen kürzlich von ihm zu Amt und Würden beförderten Freund.

Von allen diesen Umständen bewogen, ernannte er Harold Smith zum Inhaber der erledigten Stelle eines Staatssecretärs.

Und sehr stolz war der neue Minister oder Staatssecretär.

Seit den letzten drei oder vier Monaten war er mit Mr. Supplehouse allerdings dahin einverstanden gewesen, daß das Ministerium so bald als möglich gestürzt werden müsse.

„Diese Dictatur darf nicht länger geduldet werden," hatte Harold Smith selbst gesagt, und Mr. Supplehouse hatte seine Ansicht getheilt. Jetzt aber erschienen Harold Smith die Dinge ganz anders. Der Premierminister, sagte er, habe seine Weisheit bewiesen, indem er neue Kraft da gesucht, wo die Kraft stets zu suchen sei, und indem er dem Körper seines Ministerium neues Blut eingeflößt. Das Volk würde nun neues Vertrauen fassen, und wahrscheinlich das Parlament ebenfalls.

Am Morgen nach der Ankunft des Vicars in

London begab er sich nach dem Bureau des neuen Staatssecretärs. Dasselbe befand sich in der Nähe von Downing Street und der höheren Regierungsgötter, und obschon das Haus selbst ein sehr unscheinbares Aeußere hatte, so waren doch die darin arbeitenden Beamten stolz darauf.

Seinen Freund Sowerby hatte Mark am Abend vorher gesprochen und mit ihm verabredet, ihn den nächstfolgenden Vormittag in dem Bureau des neuen Ministers zu treffen. Er kam jetzt ein Wenig vor der bestimmten Zeit, um erst mit seinem Bruder John plaudern zu können, welcher, wie wir wissen, in diesem Bureau angestellt war.

Als Mark in das Arbeitszimmer seines Bruders trat, erstaunte er nicht wenig über die Veränderung, welche mit demselben vorgegangen war. John Robarts war allerdings schon früher ein hübscher junger Mann, dabei aber in seinem Gange, in seiner Haltung und auch in seiner Kleidung etwas nachlässig gewesen. Jetzt dagegen war er ein vollendeter Stutzer. Sein Frack saß ihm wie angegossen, sein Haar war sorgfältig geordnet, seine Weste und Beinkleider waren sauber und neu und sein in der Ecke stehender Regenschirm war nett und fest zusammengerollt.

„Aber, John," sagte der Vicar, „Du bist ja ganz vornehm geworden."

„Na, das weiß ich weiter nicht," entgegnete John, „aber ich kann Dir versichern, daß ich ungeheuer viel leisten muß."

„Meinst Du arbeiten? Ich glaubte, Du hättest eine der angenehmsten und ruhigsten Stellungen."

„Ja, das denken die Leute. Weil wir nicht ein Ries Papier nach dem andern verschmieren, glaubt man, wir Privatsecretäre hätten Nichts zu thun. Schau ein Mal her," fuhr John fort, indem er mit verächtlicher Geberde ein Dutzend kleine Briefchen von sich schob. „Ich will Dir Etwas sagen, Mark. Es ist durchaus nichts Leichtes, sich die Gunst eines Cabinetsministers zu erhalten. Jetzt zum Beispiel muß ich an Jeden dieser Kerle hier einen Brief schreiben, der ihm gefällt, dabei aber auch einen Jeden auf das von ihm gestellte Gesuch abschläglich bescheiden."

„Das muß schwer sein."

„‚Schwer' ist das rechte Wort dafür. Im Grunde genommen gilt es blos, den Vortheil, den richtigen Kniff wegzuhaben. Man muß dem scharfen, wespenartigen Wort ‚Nein' den Stachel nehmen können. Ich thue das alle Tage und ich glaube wirklich, es gefällt den Leuten."

„Am Ende sind Deine abschläglichen Briefe besser, als die zustimmenden Anderer."

„Na, das will ich gerade nicht sagen. Wir Privatsecretäre haben Alle Ein und Dasselbe zu thun. Würdest Du es wohl glauben, daß ich schon drei Buch Briefpapier verschrieben habe, um den Leuten zu sagen, daß die Stelle eines Bureauaufwärters bei uns dermalen nicht vacant ist? Sieben hochadelige Damen haben darum für ihre Favoritlakeien nachgesucht. Doch da klingelt der Minister."

Der Privatsecretär sprang von seinem Stuhl auf und trippelte eilig in das Zimmer des großen Mannes.

„Er will Dich sofort sprechen," sagte John, als er wieder herauskam. „Buggins, führen Sie den wohlehrwürdigen Mr. Robarts hinein."

Buggins war der Bureaubote, nach dessen nicht erledigtem Posten so viele hochgestellte Damen mit solchem Eifer für ihre Günstlinge trachteten.

Mark folgte Buggins und trat in das anstoßende Zimmer.

Wenn mit einem Menschen schon dadurch, daß er Privatsecretär wird, eine große Veränderung vorgeht, so ist dies natürlich, wenn er Cabinetsminister wird, in noch weit höherem Grade der Fall.

Als der Vicar in das Zimmer trat, konnte er kaum glauben, daß dies derselbe Harold Smith sei, welchen Mistreß Proudie in seiner Vorlesung auf so

grausame Weise unterbrach. Damals war er mürrisch, empfindlich und unbedeutend. Jetzt dagegen war es ganz angenehm, das freundliche, gönnerhafte Lächeln zu sehen, welches seine Züge verklärte.

Er stand vor dem Kamin, mit den Händen in den Hosentaschen, sich seiner neuen Würde als Lord bewußt und sich „jeder Zoll ein Minister“ fühlend. Sowerby war schon bei ihm und stand ein Wenig im Hintergrunde, von wo aus er dem Vicar über die Schulter des Ministers dann und wann zublinzelte.

„Ah, lieber Robarts, ich freue mich, Sie zu sehen. Wie sonderbar, daß Ihr Bruder mein Privatsecretär ist!“

Mark sagte, es sei dies allerdings ein eigenthümliches Zusammentreffen.

„Ein netter junger Mann,“ fuhr der neue Minister fort, „und wenn er sich zusammennimmt, so kann Etwas aus ihm werden.“

„Ich bin überzeugt, daß er seine Schuldigkeit thun wird,“ sagte Mark.

„Das glaube ich auch. Und nun, was kann ich für Sie thun, lieber Robarts?“

Hier mischte Mr. Sowerby sich ein und erklärte, Mr. Robarts selbst habe keineswegs die Absicht, um Etwas zu bitten. Seine Freunde hätten aber geglaubt, daß er die erledigte Pfründe in Barchester eher zu erhalten

verdiene, als irgend ein anderer Geistlicher, und er sei daher bereit, diese Beförderung von einem Manne anzunehmen, der in seiner Achtung so hoch stehe, wie der neue Minister.

Dem neuen Minister war dies nicht ganz recht, denn es ward ihm dadurch die Gelegenheit abgeschnitten, sich herablassend zu zeigen, und er des Weihrauchs eines Bittgesuches beraubt, welches er von Mark Robarts erwartet. Nichtsdestoweniger aber war er sehr gnädig.

Er wisse, sagte er, nicht, was Lord Brock mit Bezug auf die in Barchester erledigte Pfründe beschließen würde. Allerdings habe er schon mit Seiner Lordschaft über diese Sache gesprochen und habe vielleicht Grund, zu glauben, daß seine Wünsche berücksichtigt werden würden. Ein bestimmtes Versprechen sei zwar nicht gegeben worden, aber er könne vielleicht so weit gehen, zu sagen, daß er ein solches Resultat erwarte. Wenn dies der Fall sei, so würde es ihm zum größten Vergnügen gereichen, Mr. Robarts zu dem Amte eines Pfründners Glück zu wünschen — eines Amtes, welches, wie er überzeugt sei, Mr. Robarts mit Würde, Frömmigkeit und brüderlicher Liebe bekleiden würde.

Als der neue Minister zu Ende gesprochen,

blinzelte Mr. Sowerby abermals und sagte, er betrachte nun die Sache als abgemacht.

„Nein, nicht als abgemacht, lieber Schwager,“ sagte der vorsichtige Minister.

„Es ist ganz einerlei,“ entgegnete Sowerby. „Wir wissen ja Alle, was diese Redensarten bedeuten. Staatsbeamte, lieber Mark, geben nie ein bestimmtes Versprechen, nicht ein Mal sich selbst in Bezug auf die Hammelkeule, welche vor ihrem Küchenfeuer röstet. Vorsicht ist in unserer Zeit gar so nothwendig, nicht wahr, Harold?“

„Im höchsten Grade,“ sagte Harold Smith, weise den Kopf schüttelnd. „Wer ist denn schon wieder da, Robarts?“

Diese Frage ward an den Privatsecretär John Robarts gerichtet, welcher eben eintrat, um einen ebenfalls Audienzsuchenden anzumelden.

„Gut — ja,“ fuhr der neue Minister fort. „Guten Morgen, Freunde; ich muß bitten, mich nun zu verlassen, denn ich bin ein Wenig überhäuft mit Geschäften. Ich werde für Sie, Mr. Robarts, thun, was ich kann, aber muß Sie nochmals darauf aufmerksam machen, daß ich Ihnen kein bestimmtes Versprechen gegeben habe.“

„Nein, nein, kein bestimmtes Versprechen,“ sagte Sowerby. „Das versteht sich.“

Und dann, während er Arm in Arm mit Robarts nach Charing Croß hinauf schlenderte, drang er nochmals in ihn, ihm das herrliche Pferd abzukaufen, welches sich in dem Stalle zu Chaldicotes vor Langerweile zu Tode fräße.

Viertes Kapitel.

Geldgeschäfte.

Mr. Sowerby verließ sich, nachdem er sich ein Mal vorgenommen, seinem Freund, dem Vicar von Framley, jene fette Pfründe zu verschaffen, nicht allein auf den Einfluß seiner nahen Verwandtschaft mit dem neuen Minister. Er fühlte, daß er hier Veranlassung habe, noch höhere Mächte, als selbst diese in Bewegung zu setzen, und hatte daher den Herzog von Omnium davon unterrichtet — nicht direct, sondern durch Mr. Fothergill.

Niemand, der in dergleichen Dingen Erfahrung hatte, ließ es sich jemals einfallen, in einer solchen Angelegenheit sich direct an den Herzog zu wenden; wünschte dagegen Jemand über eine Dame, oder ein Pferd, oder ein Gemälde mit ihm zu sprechen, so konnte er zuweilen sehr leutselig sein.

Mr. Fothergill machte ihm jetzt schlauer Weise vorstellig, daß, wenn man den Geistlichen von Framley der Lufton-Partei untreu mache, dies für die Omnium-Partei ein nicht zu unterschätzender Gewinn sein werde, denn es war allgemein bekannt, daß Mr. Robarts bedeutenden Einfluß auf Lord Lufton selbst besaß.

Demzufolge sprach der Herzog von Omnium zwei Worte mit dem Premierminister, und zwei Worte von dem Herzog galten selbst bei Lord Brock viel.

Das Ende von Allem war, daß Mark Robarts die Pfründe wirklich erhielt; doch vernahm er die Kunde seines Erfolgs erst einige Tage nach seiner Wiederankunft in Framley.

Mr. Sowerby vergaß nicht, ihm von der großen Mühe zu erzählen, welche der Herzog sich um seinetwillen gegeben.

„Ich kann mich nicht entsinnen, daß er jemals so Etwas für Jemand anders gethan hätte," sagte Sowerby, „und Sie können überzeugt sein, daß er es auch nicht für Sie gethan haben würde, wenn Sie nicht damals seiner Einladung nach Gatherum Castle gefolgt wären. Es geziemt sich eigentlich nicht für mich, meine eigene Verwandtschaft herabzusetzen, ich bin aber fest überzeugt, daß das Wort des Herzogs wirksamer gewesen ist, als das des neuen Ministers, meines Schwagers."

Mark sprach natürlich in geeigneten Worten seinen Dank aus, und kaufte das Pferd mit hundertunddreißig Pfund.

„Sie machen einen guten Kauf,“ sagte Sowerby, „und mein einziger Grund, weßhalb ich Sie dazu berede, ist, daß Sie, wenn Tozer's Tag kommt, höchst wahrscheinlich einen Betrag von ungefähr dieser Höhe zu zahlen haben werden.“

Mark dachte nicht daran, seinen Freund zu fragen, warum das Pferd nicht an Jemand anders verkauft und das Geld in der gewöhnlichen Weise erhoben werden sollte. Dies würde aber Mr. Sowerby nicht gepaßt haben.

Mark wußte, daß das Pferd gut war, und war, als er nach Hause ging, fast stolz auf sein neues Eigenthum. Wie wollte er aber diese Acquisition in den Augen seines Weibes rechtfertigen?

Und dennoch, wenn er den jetzigen Gesammtbetrag seines Einkommens in's Auge faßte, konnte er sich wohl berechtigt fühlen, ein neues Pferd zu kaufen, wenn er es angemessen fand. Er war neugierig, was Mr. Crawley sagen würde, wenn er von diesem neuen Ankauf hörte.

Ueberhaupt fragte er sich seit einiger Zeit fortwährend, was wohl seine Freunde und Nachbarn von ihm sprächen.

Er war seit zwei Tagen in London und wollte am nächstfolgenden Morgen nach dem Frühstück wieder abreisen, um Freitag Nachmittag wieder in der Heimath einzutreffen.

An diesem Abend aber, gerade als er im Begriff stand, zu Bett zu gehen, sah er zu seinem Erstaunen Lord Lufton in das Gastzimmer seines Hotels treten. Lord Lufton trat rasch herein, sein Gesicht war roth, und man sah deutlich, daß er sehr erzürnt war.

„Robarts," sagte er, indem er auf seinen Freund zukam und die ihm von diesem dargebotene Hand ergriff, „kennst Du einen Mann Namens Tozer?"

„Tozer? — Was ist das für ein Tozer? — Doch ja, ich habe Sowerby von einem Manne dieses Namens sprechen hören."

„Versteht sich. Wenn ich nicht irre, hast Du mir selbst von ihm geschrieben."

„Das kann wohl sein. Ich erinnere mich, daß Sowerby diesen Mann mit Beziehung auf Deine Angelegenheiten erwähnte. Aber warum fragst Du mich?"

„Dieser Mann hat nicht blos an mich geschrieben, sondern sich auch, während ich mich zum Diner ankleidete, in mein Zimmer eingedrängt, wo er dann die Unverschämtheit hatte, mir zu sagen, daß er, wenn ich einen gewissen Wechsel auf achthundert Pfund,

welchen er von mir in den Händen hätte, nicht honorirte, die Hülfe des Gerichts in Anspruch nehmen werde."

„Aber diese ganze Sache hast Du ja mit Sowerby geordnet."

„Ja, aber mit großen Opfern. Um keinen Lärm zu machen, bezahlte ich ihm thörichter Weise Alles, was er verlangte. Es ist eine offenbare Schwindelei, und wenn man dieselbe noch weiter treiben will, so werde ich sie vor die Oeffentlichkeit bringen."

Mark Robarts sah sich im Zimmer um, glücklicher Weise aber war Niemand weiter darin, als er und sein Freund.

„Du willst doch damit nicht sagen, Sowerby beschwindele Dich?" fragte der Vicar.

„Es sieht aber ganz so aus," entgegnete Lord Lufton, „und ich sage Dir gerade heraus, daß ich nicht gesonnen bin, mir diese Geschichte länger gefallen zu lassen. Vor einigen Jahren ließ ich mich durch diesen Mann zum Schuldenmachen verleiten, aber mit viertausend Pfund wäre eigentlich Alles gedeckt gewesen. Bis jetzt habe ich jedoch mehr als das Dreifache dieser Summe bezahlt, bezahle aber beim Himmel Nichts mehr, ohne diese ganze Schwindelei zu enthüllen."

„Aber, Lufton, ich verstehe Dich nicht. Was ist

es denn für ein Papier — steht denn Dein Name darunter?"

„Allerdings, und ich werde meinen Namen auch nicht verleugnen, und wenn es sein muß, das Papier auch bezahlen; wenn ich aber dies thue, dann soll mein Anwalt die Sache näher untersuchen, und ich mache dieselbe gerichtlich anhängig."

„Aber ich glaubte, jene Papiere wären alle bezahlt?"

„Ich überließ es Sowerby, die alten Papiere einzulösen, wenn sie prolongirt würden, und jetzt wird mir eins zur Zahlung präsentirt, welches, wie ich ganz gewiß weiß, bereits honorirt worden."

Mark konnte nicht umhin, an die beiden Documente zu denken, welche er selbst unterzeichnet, und die sich beide unzweifelhaft in den Händen Tozer's oder einer andern derartigen Persönlichkeit befanden. Diese beiden Papiere konnten ihm jeden Augenblick eins nach dem andern zur Zahlung präsentirt werden. Zugleich fiel ihm ein, daß Sowerby ihm Etwas von einem ausstehenden Wechsel gesagt, für dessen Einlösung eine Kleinigkeit bezahlt werden müsse, und er erzählte dies Lord Lufton.

„Und Du nennst achthundert Pfund eine Kleinigkeit?" fragte der Lord.

„Nun, so viel wird man doch nicht verlangen!"

„Ich sage Dir aber, man wird es verlangen, und hat es schon verlangt. Der Mann, welchen ich sprach und welcher mir sagte, er sei Tozer's Freund, der aber wahrscheinlich Tozer selbst war, schwur, er werde und müsse die Sache gerichtlich anhängig machen, wenn das Geld nicht binnen acht bis zehn Tagen geschafft würde. Als ich ihm erklärte, es sei ein alter Wechsel, welcher blos erneuet worden, behauptete er, sein Freund habe vollen Werth dafür gegeben."

„Sowerby sagte, Du würdest wahrscheinlich zehn Pfund für das Einlösen zu bezahlen haben. Ich würde dem Manne ungefähr diese Summe bieten."

„Meine Absicht ist, dem Manne Nichts zu bieten, sondern die Sache meinem Anwalt zu übergeben und diesen zu instruiren, Niemanden zu schonen, weder mich selbst noch sonst Jemanden. Ich will mich von einem Menschen, wie dieser Sowerby, nicht ausquetschen lassen wie eine Citrone."

„Aber, Lufton, Du thust, als ob Du auch auf mich ungehalten wärest."

„Nein, das bin ich nicht. Ich halte es aber für gerathen, Dich vor diesem Manne zu warnen. Meine Unterhandlungen mit ihm haben in der letzten Zeit hauptsächlich durch Deine Vermittelung stattgefunden und deßhalb —"

„Aber dies ist nur auf seinen und Deinen eigenen

Wunsch geschehen, und ich habe mich dazu verstanden, weil ich Euch Beiden gefällig sein wollte. Du willst doch nicht sagen, daß ich bei diesen Wechseln die Hand im Spiele habe?"

„Nein, aber ich weiß, daß Du auch Wechselgeschäfte mit Sowerby gemacht hast."

„Dann meinst Du wohl, ich hätte ein Interesse bei diesen Vorgängen, welche Du Schwindeleien nennst?"

„Insoweit ich betheiligt bin, sind wirklich Schwindeleien gemacht worden, und es werden deren auch jetzt noch gemacht."

„Das ist keine Antwort auf meine Frage. Ich will wissen, ob Du mir eine Mitbetheiligung zur Last legst. Wenn dies der Fall ist, so bin ich mit Dir einverstanden, daß Du die Sache Deinem Anwalt überträgst."

„Ja, das werde ich auch thun."

„Gut. Im Grunde genommen aber zeigst Du Dich höchst unvernünftig und ungerecht. Nur in der Absicht, Dir behülflich zu sein, und einzig und allein auf Deinen eigenen Wunsch sprach ich mit Sowerby wegen Eurer Geldgeschäfte. Dann schrieb ich auf seine Bitte, welche die Folge der Deinigen war, an Dich und sprach mit Dir. Und dies ist nun das Ende."

„Ich spreche keine Beschuldigung gegen Dich aus, Robarts, aber ich weiß, daß Du auch mit diesem Mann zu thun hast. Du hast es mir selbst gesagt.“

„Ja, auf seinen dringenden Wunsch, und um ihm gefällig zu sein, habe ich meinen Namen unter einen Wechsel geschrieben.“

„Blos unter Einen?“

„Ja, blos unter Einen, und dann unter denselben bei der Erneuerung, oder vielmehr nicht gerade unter denselben, sondern unter einen, welcher die Stelle des erstern vertritt. Der erste lautete auf vierhundert Pfund, der zweite auf fünfhundert.“

„Und Du wirst beide Beträge bezahlen müssen, und die Welt wird natürlich sagen, Du habest für diesen Preis die Pfründe in Barchester gekauft.“

Mark erschrak. Er hatte in der letzten Zeit Vieles gehört, was ihn ängstlich und furchtsam gemacht hatte, aber Nichts, was so schrecklich gewesen wäre, wie dies. Er war davon förmlich betäubt.

Er gab keine sofortige Antwort, sondern blickte, mit dem Rücken nach dem Kaminfeuer gewendet, das ganze Zimmer entlang. Bis jetzt waren seine Augen auf Lord Lufton's Gesicht geheftet gewesen, nun aber schien es ihm, als ob er nur wenig mehr mit Lord Lufton zu thun hätte.

Lord Lufton und Lord Lufton's Mutter waren

jetzt Keins von Beiden mehr zu der Zahl Derer zu rechnen, die ihm wohlwollten.

Wen hatte er jetzt noch, als das Weib seines Herzens, über welches er nun auch all' dieses Elend brachte?

In diesem Augenblick der Angst gingen ihm die Gedanken rasch durch den Kopf. Er wollte sofort auf die Pfründe verzichten, da man mit so vieler Wahrscheinlichkeit sagen konnte, er habe sie gekauft. Er wollte zu Harold Smith gehen und diesem geradezu sagen, daß er das Amt ablehne. Dann wollte er nach Hause zurückkehren und seiner Gattin Alles erzählen, was sich ereignet hatte — eben so wollte er es auch Lady Lufton erzählen, wenn dies noch Etwas nützen könnte. Er wollte Arrangements wegen Bezahlung jener beiden Papiere treffen, ohne in Bezug auf die Rechtmäßigkeit der Forderung Fragen zu thun, und ohne sich bei irgend Jemanden, nicht ein Mal bei Sowerby, zu beklagen. Er wollte, da nöthig, die Hälfte seines Einkommens den Händen Forrest's, des Banquiers, überantworten, bis Alles bezahlt wäre. Er wollte seine sämmtlichen Pferde verkaufen. Er wollte seinen Lakai und seinen Stallburschen abschaffen und sich männlich bestreben, wieder festen Fuß auf gutem Boden zu fassen.

In diesem Augenblick verabscheute er von ganzem

Herzen die Stellung, in die er sich versetzt sah, und seine eigene Thorheit, die ihn so weit gebracht. Wie konnte er es bei seinem eigenen Gewissen verantworten, daß er jetzt hier in London bei Sowerby und Harold Smith war und um ein Kirchenamt bei einem Manne ansuchte, dem in einer solchen Angelegenheit eigentlich gar kein Einfluß hätte zustehen sollen, daß er Pferde kaufte und Arrangements wegen verfallener Wechsel traf?

Er konnte es vor seinem Gewissen nicht verantworten, und Mr. Crawley hatte Recht gehabt, als er ihn einen Verirrten genannt hatte.

Lord Lufton, dessen Zorn während der ganzen Unterredung außerordentlich gewesen, und der sich immer mehr in die Entrüstung hineingesprochen, war mittlerweile einige Mal im Zimmer auf- und abgegangen, und während er dies that, fiel ihm ein, daß er wirklich ungerecht gewesen sei. Er war mit der Absicht hierher gekommen, sich über Sowerby zu beklagen und den Vicar zu bitten, Ersterem zu sagen, daß er, Lord Lufton, wenn man ihn noch fernerweit wegen jenes Papiers behelligte, die ganze Sache seinem Anwalt übergeben würde. Statt aber dies zu thun, hatte er eine Anklage gegen Robarts ausgesprochen und dabei Ausdrücke angewendet, die stärker waren, als er eigentlich gewollt hatte.

„Was Dich persönlich betrifft, Mark," sagte er, indem er an die Stelle zurückkehrte, wo Robert stand, „so ist es durchaus nicht meine Absicht, Etwas zu sagen, was Dir unangenehm sein könnte."

„Du hast schon genug gesagt, Lufton."

„Du kannst Dich aber doch unmöglich wundern, wenn ich über die Behandlung, die ich erfahren, zornig und entrüstet bin."

„Du solltest aber wohl einen Unterschied machen, ob Jemand Dir ein Unrecht zugefügt hat, oder ob er blos bemüht gewesen ist, Deinen Willen zu thun und Dir gefällig zu sein. Daß ich als Geistlicher sehr unrecht gehandelt habe, mich in irgend einer Weise bei diesen Dingen zu betheiligen, das sehe ich recht wohl ein; daß ich als Mensch sehr thöricht gehandelt habe, Mr. Sowerby meinen Namen zu leihen, weiß ich auch recht wohl. Es ist vielleicht sehr gut für mich, daß mir diese, wenn auch etwas rauhe Lection gegeben wird, aber ich hätte nicht erwartet, daß ich sie von Dir erhalten würde."

„Na, dies laß jetzt gut sein. Die Frage ist: Was ist jetzt für uns Beide das Klügste?"

„Was Du zu thun gedenkst, hast Du ja schon gesagt. Du willst die Sache Deinem Anwalt übergeben."

„Aber durchaus nicht in der Absicht, Dich bloszustellen.“

„Mich bloszustellen, Lord Lufton! In der That dies klingt als wäre Ihr Geld durch meine Hände gegangen!“

„Du verstehst mich nicht. Weißt Du denn nicht selbst, daß, wenn gesetzliche Schritte in dieser unglücklichen Angelegenheit gethan würden, Deine Arrangements mit Sowerby nothwendig auch an das Licht kommen müßten.“

„Meine Arrangements mit Sowerby bestehen darin, daß ich für ihn eine bedeutende Summe zu bezahlen haben werde, wofür ich weder irgend eine Entschädigung erhalten, noch jemals erhalten werde.“

„Und was wird man von dieser Pfründe in Barchester sagen?“

„Nach der Beschuldigung, die Du so eben gegen mich aussprachst, werde ich mich weigern, die Pfründe anzunehmen.“

In diesem Augenblick traten drei oder vier andere Herren in das Zimmer, und das Gespräch unserer beiden Freunde ward dadurch unterbrochen. Sie blieben noch in der Nähe des Feuers stehen, einige Minuten lang aber sprach Keiner von Beiden ein Wort.

Robarts wartete, daß Lord Lufton fortgehen

sollte, und dieser hatte noch nicht gesagt, was er eigentlich zu sagen gekommen war.

Endlich hob er fast flüsternd wieder an:

„Ich glaube, es wird am Besten sein, wenn ich Sowerby bitten lasse, sich morgen bei mir einzufinden, und Du kannst ihn dort ebenfalls treffen.“

„Für meine Gegenwart sehe ich keine Nothwendigkeit,“ entgegnete der Vicar. „Es ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß ich die Einmischung in Deine Angelegenheiten schwer genug werde büßen müssen, und ich mag daher Nichts weiter damit zu schaffen haben.“

„Natürlich kann ich Dich nicht zwingen, zu kommen, nach meiner Ansicht aber wäre es blos gerecht gegen Sowerby, und mir thätest Du damit einen Gefallen.“

Mark Robarts ging ungefähr ein halbes Dutzend Mal im Zimmer auf und ab und überlegte, was für ihn unter diesen Umständen am Besten zu thun wäre. Wenn sein Name mit vor Gericht genannt ward, wenn die Zeitungen berichteten, daß er bei Wechselreitereien betheiligt gewesen, so war dies sicherlich höchst verderblich und nachtheilig für ihn! Lord Lufton's Winke hatten ihm bereits angedeutet, was das Publikum über seinen Antheil an diesen Vorgängen sagen würde.

Und dann seine Gattin — wie ertrug wohl diese eine solche Blosstellung?

„Ich will Mr. Sowerby morgen bei Dir treffen, aber nur unter einer Bedingung," sagte er endlich.

„Und was ist dies für eine?"

„Du mußt mir Deine positive Versicherung geben, daß Du mich nicht im Verdacht hast, irgend ein pecuniäres Interesse bei Geldangelegenheiten mit Mr. Sowerby gehabt zu haben, sowohl was Deine Angelegenheiten als die anderer Leute betrifft."

„Das habe ich von Dir auch niemals geglaubt, wohl aber vermuthete ich, daß Du mit ihm in irgend einer Weise verwickelt seiest."

„Und das bin ich auch. Ich bin für diese Wechsel verbindlich. Ich hätte aber wissen sollen und weiß auch, daß ich in Bezug auf diese Verbindlichkeit niemals einen Schilling bekommen habe. Ich wollte einem Mann gefällig sein, den ich erst als Deinen Freund und dann als den meinigen betrachtete, und dies ist nun die Folge."

Lord Lufton gab ihm endlich die Versicherung, die er begehrte, und Robarts versprach hierauf, seine Rückkehr nach Framley bis Sonnabend zu verschieben, damit er Sowerby den nächstfolgenden Nachmittag bei Lord Lufton treffen könnte.

Sobald dies besprochen war, wünschte Lord Lufton dem Vicar gute Nacht und ging seines Weges.

Der arme Mark hatte eine sehr unruhige Nacht. Es war ziemlich klar, daß Lord Lufton geglaubt hatte, wenn er es nicht noch glaubte, die Pfründe in Barchester sei dem Vicar aus Erkenntlichkeit für gewisse in Bezug auf Geldgeschäfte geleistete Dienste verliehen worden. Vielleicht hegte Lord Lufton jetzt diese Vermuthung nicht mehr, andere Leute aber dachten sicherlich Dasselbe, und diese konnte Mark unmöglich von ihrem Irrthum überzeugen.

Und dann jenes unglückliche Pferd, welches er gekauft, und welches ihm blos in der Absicht aufgeschwindelt worden, daß er nicht sagen könnte, es sei bei diesen Unterhandlungen mit Mr. Sowerby von keinem Werthgegenstande die Rede gewesen — was sollte er damit thun?

Uebrigens hatte er auch in der letzten Zeit — und es war dies selbst jetzt noch der Fall — mehr Geld ausgegeben, als seine Mittel erlaubten. Schon diese Reise nach London war höchst unklug, wenn sich für ihn die Nothwendigkeit herausstellte, alle Hoffnung auf die Pfründe aufzugeben.

Was dies betraf, so hatte er seinen Entschluß gefaßt, dann aber kam er wieder davon zurück, wie

der Mensch in solcher Bedrängniß stets zu thun pflegt, und dann besann er sich zum dritten Mal anders.

Am nächstfolgenden Morgen wanderte er keck nach dem Bureau des neuen Ministers, um diesen wissen zu lassen, daß er die Pfründe von Barchester nicht mehr wünsche.

Er traf hier seinen Bruder, der immer noch artistische Briefchen an hochgestellte Damen in Bezug auf den noch gar nicht vacant gewordenen Posten schrieb, der große Mann, Harold Smith selbst, aber war nicht zugegen. Wahrscheinlich, meinte man, käme er auf einen Augenblick, wenn die Parlamentssitzung begänne, vielleicht um vier Uhr oder ein Wenig später, während des Vormittags aber sei er nicht zu erwarten. Ohne Zweifel verrichtete er seine Functionen anderswo. Vielleicht hatte er seine Arbeit mit nach Hause genommen — eine Gewohnheit, die bei überaus diensteifrigen Civilbeamten gar nicht selten vorkommt.

Mark fragte sich, ob es nicht gerathen sein würde, wenn er sein Herz vor seinem Bruder ausschüttete und diesem auftrüge, was er dem neuen Minister hatte sagen wollen.

Er hatte jedoch nicht den Muth dazu, oder richtiger gesagt, die Klugheit hielt ihn davon zurück.

Es war, dachte er, jedenfalls besser, wenn er die

Sache erst seiner Gattin erzählte, ehe er Jemand anders davon unterrichtete.

Demzufolge plauderte er blos mit seinem Bruder ein halbes Stündchen und verließ ihn dann.

Der Tag verging sehr langsam bis zu der Stunde, wo der Vicar sich bei Lord Lufton einfinden sollte.

Endlich aber kam diese Stunde doch, und gerade als sie schlug, bog er aus Piccadilly in das Albany ein. Als er über den Hof ging, ehe er das Gebäude betrat, ward er von einer Stimme dicht hinter sich begrüßt.

„In der That so pünktlich, wie die große Uhr auf dem Thurme von Barchester," sagte Mr. Sowerby. „So ist es, wenn man von einem großen Manne citirt wird, Herr Pfründner."

Der Vicar drehte sich herum und reichte mechanisch Mr. Sowerby die Hand. Als er ihn ansah, kam es ihm vor, als habe er ihn noch nie so freundlich, heiter und gutgelaunt gesehen.

„Lord Lufton hat es Ihnen wohl gesagt?" fragte Mark in beklommenem Tone.

„Ob er es mir gesagt hat? Ja wohl hat er es mir gesagt. Ich will Ihnen Etwas sagen, Mark," entgegnete Sowerby, indem er seine Stimme fast zu einem Flüstern herabsinken ließ, während sie mit einander den Corridor des Albany entlang gingen, „Lufton

ist in Geldsachen ein Kind — ein pures Kind — der beste, trefflichste Mensch von der Welt, aber, wie gesagt, in Geldsachen ein kleines Kind."

Und nun traten sie in die Wohnung des Lords.

Lord Lufton's Gesicht war durchaus kein freundliches, Sowerby aber ließ sich dadurch nicht im Mindesten einschüchtern, sondern ging ruhig und heiter auf den jungen Lord zu.

„Guten Morgen, Lufton; wie befinden Sie sich?" sagte er. „Wie es scheint, hat mein würdiger Freund Tozer Sie ein Wenig beläſtigt."

Lord Lufton begann hierauf mit keineswegs heiterer Miene die Geschichte von Tozer's betrügerischer Forderung zu erzählen.

Sowerby unterbrach ihn nicht, sondern hörte ihn geduldig bis zu Ende — ganz geduldig, obschon Lord Lufton, der bei der Erzählung immer mehr in die Hitze gerieth, keinen Anstand nahm, gewisse Drohungen gegen Mr. Sowerby auszusprechen, so wie er dergleichen schon am Abend vorher gegen Mark Robarts ausgesprochen. Er wollte, sagte er, keinen Schilling anders bezahlen, als durch seinen Anwalt, und diesen werde er beauftragen, die ganze Sache, ehe er einen Schilling bezahlte, gerichtlich untersuchen zu lassen.

Es sei ihm, sagte er, gleich, welche Folgen

daraus für ihn oder Jemanden anders hervorgingen. Er habe sich fest vorgenommen, daß die Sache vor eine Jury gebracht würde.

„Ja wohl, vor die kleine Jury, vor die große Jury, und dann noch vor eine Specialjury, wenn es Ihnen Vergnügen macht," sagte Sowerby. „Das Wahre an der Sache ist, Lufton, daß Sie eine gewisse Summe Geldes verloren haben, und da die Bezahlung derselben nicht pünktlich erfolgte, so sind Sie deßwegen ein Wenig chikanirt worden."

„Ich habe über drei Mal mehr bezahlt, als ich eigentlich verloren hatte," sagte Lord Lufton mit dem Fuße stampfend.

„Diese Frage will ich auf sich beruhen lassen. Dieselbe ist bereits vor einiger Zeit von Leuten entschieden worden, an welche sie von Ihnen selbst verwiesen ward. Aber sagen Sie mir: Warum soll Robarts in dieser Angelegenheit belästigt werden? Was hat er gethan?"

„Das weiß ich weiter nicht. Er hatte aber doch diese Sache mit Ihnen arrangirt."

„Durchaus nicht; er war so freundlich, eine Botschaft von Ihnen an mich, und eine zweite von mir an Sie auszurichten. Das war der ganze Antheil, den er an dieser Angelegenheit gehabt hat."

„Sie glauben doch nicht etwa, daß es meine Absicht sei, ihn zu verdächtigen?"

„Ich glaube nicht, daß es Ihre Absicht ist, irgend Jemanden zu verdächtigen, aber Sie sind ein Hitzkopf und obendrein sehr unbillig, unvernünftig und — was das Schlimmste ist — ein Wenig mißtrauisch. Ich habe in dieser ganzen Angelegenheit Ihnen zu Gefallen selbst eine Menge Scheerereien durchgemacht, ohne den mindesten Dank dafür zu haben."

„Aber hat Tozer den Wechsel nicht von Ihnen — ich meine den, welchen er jetzt in den Händen hat?"

„Erstens hat er ihn nicht in den Händen, und zweitens hat er ihn nicht von mir. Diese Papiere gehen durch Dutzende von Händen, ehe sie an den Mann kommen, welcher die Zahlung verlangt."

„Aber wer kam denn neulich zu mir?"

„Wahrscheinlich Tom Tozer, ein Bruder von unserm Tozer."

„Dann hat er auch den Wechsel, denn ich sah ihn in seinen Händen."

„Warten Sie ein Mal einen Augenblick; dies ist allerdings sehr wahrscheinlich. Ich ließ Ihnen sagen, daß Sie für die Prolongation Etwas zu bezahlen haben würden. Man kann doch so Etwas von diesen Leuten nicht umsonst verlangen."

„Zehn Pfund sagten Sie," bemerkte Mark.

„Zehn oder zwanzig — so viel ungefähr war es. Sie werden aber doch nicht so naiv sein, zu glauben, der Mann werde eine solche Entschädigung verlangen. Natürlich mußte er die volle Zahlung verlangen. Hier ist der Wechsel, Lord Lufton," fuhr Sowerby fort, indem er ein Papier zum Vorschein brachte und es dem Lord über den Tisch hinüber reichte. „Ich habe heute Morgen fünfundzwanzig Pfund dafür bezahlt."

Lord Lufton nahm das Papier und sah es an.

„Ja," sagte er, „das ist der Wechsel. Was soll ich nun damit machen?"

„Legen Sie ihn in das Familienarchiv," sagte Sowerby, „oder werfen Sie ihn in's Feuer, ganz wie Ihnen beliebt."

„Und ist dies das letzte von diesen Papieren? Kann nicht noch ein anderes zum Vorschein gebracht werden?"

„Sie wissen besser, als ich, was für Papiere Sie unterzeichnet haben. Ich weiß von keinem andern. Bei der letzten Prolongation war es der einzige mir bekannte noch ausstehende Wechsel."

„Und Sie haben fünfundzwanzig Pfund dafür bezahlt?"

„Ja. Hätten Sie nicht einen solchen Scandal deßwegen gemacht und nicht durchaus verlangt, daß ich ihn noch diesen Nachmittag schaffte, so hätte ich

ihn vielleicht für fünfzehn oder zwanzig bekommen. In drei oder vier Tagen wären die Leutchen gewiß mit fünfzehn zufrieden gewesen."

„Na, auf zehn Pfund kommt es weiter nicht an, und ich werde Ihnen natürlich die fünfundzwanzig bezahlen," sagte Lord Lufton, welcher jetzt anfing, sich ein Wenig vor sich selbst zu schämen.

„Thun Sie in dieser Beziehung, wie Ihnen beliebt."

„Nein, nein; Sie haben das Geld für mich verausgabt, und es versteht sich von selbst, daß ich es Ihnen restituire," entgegnete Lord Lufton, indem er sich niedersetzte, um eine Anweisung auf den Betrag auszufüllen.

„Erlauben Sie mir nun, Lufton, Ihnen einige Worte zu sagen," hob Sowerby wieder an, während er mit dem Rücken gegen das Kaminfeuer gewendet stand und mit einem kleinen Stöckchen spielte, welches er in der Hand hielt. „Um's Himmels willen bemühen Sie sich, gegen Ihre Umgebung ein Wenig rücksichtsvoller zu sein. Wenn Sie sich Etwas in den Kopf setzen, so machen Sie Gebrauch von Ausdrücken, welche die Welt sich nicht gefallen läßt, obschon Leute, die Sie so gut kennen, wie Robarts und ich, vielleicht weiter kein Aufhebens davon machen. Sie haben

mich, seitdem ich hier bin, aller Arten von Ungerechtigkeit beschuldigt —"

„Aber Sowerby —"

„Lieber Freund, lassen Sie mich ausreden. Sie haben mich beschuldigt, sage ich, und ich glaube, daß Sie auch unsern Freund Mark beschuldigt haben. Dabei aber wird es Ihnen niemals eingefallen sein, sich selbst anzuklagen."

„O doch."

„Allerdings haben Sie sehr unrecht daran gethan, sich mit solchen Leuten wie Tozer einzulassen. Auch von mir ist dies sehr unrecht gewesen. Es bedarf keiner großen moralischen Autorität, um uns dies zu sagen. Leute, die Andern zum Muster dienen können, haben mit Tozer Nichts zu schaffen, und es ist dies alle Mal für sie selbst zum Vortheil. Wenn der Mensch sich aber ein Mal eine Last aufbürdet, so muß er auch Rücken genug haben, um sie zu tragen. Hüten Sie sich für die Zukunft vor Tozer, wenn es möglich ist; lassen Sie sich aber wieder mit ihm ein, so bleiben Sie vor allen Dingen stets ruhig und besonnen."

„Das ist Alles sehr schön gesagt, Sowerby, Sie wissen aber eben so gut, als ich —"

„Ich weiß," sagte der Teufel, die Bibel citirend, indem er die Anweisung auf fünfundzwanzig Pfund

zusammenfaltete und in die Tasche steckte, „daß man, wenn man Unkraut säet, keinen Weizen erntet, und daß es vergeblich ist, dies zu erwarten. Ich bin in dergleichen Dingen abgehärtet und kann viel vertragen, das heißt, wenn man mir nicht allzuviel zumuthet,“ fuhr er fort, indem er Lord Lufton fest in's Gesicht schaute; „gegen Robarts aber sind Sie meiner Ansicht nach sehr ungerecht gewesen.“

„O, lassen Sie das gut sein, Sowerby,“ rief der Vicar. „Lord Lufton und ich, wir sind sehr alte Freunde.“

„Und können sich daher Etwas gegen einander herausnehmen,“ entgegnete Sowerby. „Schön, schön. Ich bin nun fertig mit meiner Predigt, mein geehrter Pfründner. Erlauben Sie mir, Ihnen Glück zu wünschen. Wie ich von Fothergill höre, ist diese kleine Angelegenheit schon definitiv entschieden.“

Mark's Gesicht umwölkte sich wieder.

„Ich glaube,“ sagte er, „ich werde die Pfründe ablehnen.“

„Ablehnen!“ wiederholte Sowerby, welcher, nachdem er alles Mögliche aufgeboten, um die Pfründe für den Vicar zu erlangen, sich durch ein solches Schwanken von Seiten desselben mehr beleidigt gefühlt haben würde, als durch irgend einen Schimpf, welchen der Vicar oder Lord Lufton ihm hätten anthun können.

„Ja, ich glaube es," sagte Mark.

„Und warum?"

Mark sah Lord Lufton an und schwieg dann einen Augenblick.

„Unter den gegenwärtigen Umständen ist zu einem solchen Opfer kein Grund vorhanden," sagte Lord Lufton.

„Und unter welchen Umständen könnte denn überhaupt ein Grund dazu vorhanden sein?" fragte Sowerby. „Der Herzog von Omnium hat sich verwendet, um Ihnen, lieber Robarts, als einem seiner Grafschaft angehörigen Geistlichen, diese Pfründe zu verschaffen, und ich würde es für ganz abscheulich halten, wenn sie dieselbe nun ablehnen wollten."

Der Vicar legte nun offen seine Gründe dar, sagte, was Lord Lufton in Bezug auf die Wechselgeschäfte gemeint, und daß das Publikum glauben würde, er, der Vicar, habe die Pfründe blos aus Erkenntlichkeit für in dieser Beziehung geleistete Gefälligkeiten erhalten.

„Aber auf mein Wort, das ist ein Wenig zu toll!" rief Sowerby.

„Ich brauche keine Strafpredigt, Sowerby," sagte Lord Lufton.

„Ich bin mit meiner Strafpredigt fertig," entgegnete Sowerby, der vielleicht einsah, daß es für ihn

nicht gerathen sein würde, seinen Freund zu weit zu treiben, „und ich bin nicht gemeint, eine zweite zu halten. Sie, lieber Robarts, erlauben mir, Ihnen zu sagen, daß, so viel ich weiß, Herold Smith mit Ihrer Ernennung zum Pfründner Wenig oder Nichts zu thun gehabt hat. Der Herzog hat dem Premierminister gesagt, es läge ihm Viel daran, einen Geistlichen seines Wahlbezirks in das Domkapitel zu bringen, und auf Lord Brock's Frage hat er dann Sie genannt. Wenn Sie unter solchen Umständen davon sprechen, auf die ihnen zugedachte Beförderung verzichten zu wollen, so müssen Sie geradezu den Verstand verloren haben. Was den Wechsel, den Sie für mich acceptirt haben, betrifft, so brauchen Sie sich deßwegen keine Unruhe zu machen. Das Geld wird geschafft werden, natürlich aber werden Sie, wenn diese Zeit kommt, mir die hundertunddreißig Pfund zahlen, welche — Sie wissen schon, was ich meine."

Und hierauf verabschiedete sich Mr. Sowerby, nachdem er sich zum Herrn der Situation gemacht. Wenn ein Mann von fünfzig Jahren seinen Verstand zusammennimmt, so gelingt ihm dies in der Regel, wenn die Mitbetheiligten noch nicht dreißig zählen.

Robarts entfernte sich ebenfalls bald, nachdem Lord Lufton ihm sein Bedauern über das Geschehene

zu erkennen gegeben und ihn für die Zukunft seiner unwandelbaren Freundschaft versichert.

„Was die Pfründe betrifft,“ setzte er hinzu, „so mußt Du dieselbe nach dem, was geschehen ist, natürlich annehmen.“

Nichtsdestoweniger hatte Lord Lufton Mr. Sowerby's Wink wegen des Pferdes und der hundertunddreißig Pfund nicht unbeachtet gelassen.

Mark war, während er sich in sein Hotel zurückbegab, nun ebenfalls der Meinung, daß er die Pfründe annehmen könne und müsse, und freute sich, daß er in dieser Beziehung seinem Bruder Nichts gesagt.

Ueberhaupt fühlte er sich in weit heiterer Stimmung. Die Versicherung Sowerby's wegen jenes Wechsels war ihm sehr tröstlich, und seltsamer Weise glaubte er dieselbe unbedingt. Sowerby hatte bei dieser letzten Unterredung einen so vollständigen Sieg errungen, daß sowohl Lord Lufton als Mark Robarts geneigt waren, fast Alles zu glauben, was er sagte — was, wie wir wissen, bei Keinem von Beiden stets der Fall war.

Fünftes Kapitel.

Harold Smith im Cabinet.

Einige Tage lang trug Harold Smith's ganze Partei den Kopf sehr hoch. Es geschah nicht blos, weil ihr Anführer Cabinetsminister geworden, sondern es verbreitete sich auch das Gerücht, Lord Brock habe durch diese Wahl seine eigene Partei in ganz erstaunlichem Grade vermehrt und viel zur Heilung der Wunden gethan, welche seine Anmaßung und sein Mangel an Urtheil dem politischen Körper seines Ministeriums geschlagen.

Es muß ein stolzer Tag für einen Jeden sein, wenn er das erste Mal als Mitglied in ein Cabinet eintritt.

Aber was ist eigentlich ein Cabinet? Sind es Götter oder Menschen, welche hier weilen? Sitzen

sie auf Stühlen, oder schweben sie auf Wolken umher? Ist, wenn sie sprechen, die Musik der Sphären in ihren olympischen Hallen hörbar, und erfüllt sie den Himmel mit in Schlaf lullenden Harmonieen?

Harold Smith fühlte, als er in die majestätischen Räume der Berathungen der Götter berufen ward, sich erhaben und stolz; wir können jedoch annehmen, daß er bei den ersten zwei oder drei Versammlungen nicht versuchte, eine hervorragende Rolle zu spielen. Viele meiner Leser sind Mitglieder des Gemeinderaths ihres Wohnortes und werden wissen, wie schüchtern und stumm in der Regel ein neues Mitglied ihres Collegiums ist. Allmählich aber, wenn die Stimmen seiner Collegen ihm nicht mehr fremd sind, wenn das Zimmer nichts Ungewohntes mehr für ihn hat, wenn er weiß, was er dem Tische zumuthen kann, dann entledigt er sich seiner Befangenheit und elektrisirt die Versammlung durch die Heftigkeit seiner Declamation und die Gewalt seines Paukens.

So — wollen wir annehmen — wird es auch mit Harold Smith vielleicht in der zweiten oder dritten Saison seiner Cabinetspraxis sein. Ach, ach! Daß solche Freuden so flüchtig und vergänglich sind!

Und überdies traf ihn ein Streich, der seinen Triumph etwas mäßigte — ein feiger, grausamer Streich von einer Hand, welche ihm befreundet hätte

sein sollen, von einem Manne, von welchem er erwartet, daß er von ihm in der schwierigen Laufbahn, die nun vor ihm lag, unterstützt werden würde.

Seine Freunde hatten gesagt, der Premierminister habe, indem er sich der Dienste Harold Smith's versichert, seinem Körper neues, gesundes, junges Blut eingeflößt. Harold selbst hatte diese Phrase gefallen, und er hatte geglaubt, sie gehe zunächst von seinem Freunde Supplehouse aus.

Aber warum sollte ein Supplehouse, der vom Paradies ausgeschlossen ist, freundlich gegen einen Harold Smith sein, dem das Glück holder gewesen? Wer hätte wohl jemals selbst seinen intimsten Freund für tauglich zu dem höchsten Posten im Staate erachtet?

Mr. Supplehouse hatte übrigens Mr. Smith zu genau kennen gelernt, als daß er von seinem jungen Blut eine hohe Meinung hätte haben sollen.

Demgemäß erschien im „Jupiter" ein Artikel, der für das Ministerium im Allgemeinen durchaus nicht schmeichelhaft war.

Es war darin viel von jungem Blut die Rede, und der Verfasser gab auf beißend ironische Weise zu verstehen, es werde im Grunde nicht viel besser sein, als verdünntes Wasser.

„Der Premierminister," hieß es in dem Artikel,

„welcher seine geschwächte Kraft in der letzten Zeit durch neuen aristokratischen Einfluß zu stärken gesucht, will nun auch mit einem Element aus dem Volke einen ähnlichen Versuch machen. Was steht nun, da er Mr. Harold Smith gewonnen, nicht Alles zu erwarten! Jedes einzelne Departement des Ministeriums wird von neuer Kraft durchdrungen, Indien wird gerettet und beruhigt, der Ehrgeiz Frankreichs gedemüthigt, die Reform unseres Gerichtswesens und unserer Verfassung durchgesetzt und mit Einem Worte das Schlaraffenland eine Wahrheit werden."

Dies war schon grausam, aber immer noch nicht in so hohem Grade, wie die Worte, mit welchen der Artikel schloß. Hier war der ironische Ton fallen gelassen, und der Verfasser sprach seine Meinung direct und in vollem Ernste aus.

„Wir versichern Lord Brock," hieß es in dem Artikel, „daß solche Bündnisse, wie diese, ihn nicht vor dem schleunigen Sturz retten werden, welchen seine Anmaßung und sein Mangel an Urtheil ihm nothwendig bereiten muß. Was ihn selbst betrifft, so wird es uns aufrichtig leid thun, zu hören, daß er seine Entlassung genommen. Er ist in vielen Beziehungen für die gegenwärtige Situation der beste Staatsmann, den wir besitzen. Wenn er aber sich so weit vergißt, Männer wie Mr. Harold Smith zu seinem Beistande

zu wählen, so darf er nicht erwarten, daß das Land ihn länger halten wird. Mr. Harold Smith ist nicht von dem Holze, aus welchem Cabinetsminister geschnitten werden müssen."

Mr. Harold Smith erkannte, indem er, an seinem Frühstückstisch sitzend, dies las, die Hand seines ehemaligen Freundes Mr. Supplehouse in jedem Worte, oder glaubte sie wenigstens zu erkennen.

„Wenn er witzig sein will, spricht er alle Mal vom Schlaraffenland," sagte er zu sich selbst, denn seine Gemahlin war bei diesen frühzeitigen Mahlen jetzt in der Regel nicht anwesend.

Und dann ging er hinunter in sein Bureau und sah in dem Blick eines Jeden, daß er den Artikel im „Jupiter" gelesen. Sein Privatsecretär kicherte heimlich, und die Art und Weise, auf welche Buggins, der Aufwärter, ihm den Rock abnahm, machte ihm klar, daß man auch in der Dienerstube unterrichtet war.

Und dann fand im Laufe des Morgens ein Cabinetsrath statt, der zweite, dem er beiwohnte, und er las in den Mienen aller hier versammelten Götter, daß sie glaubten, ihr Oberhaupt habe abermals einen Fehlgriff begangen.

Alles dies war eine große Schattenseite für sein Glück, änderte aber doch Nichts an seiner thatsächlichen

Stellung. Lord Brock konnte ihn nicht auffordern, seine Entlassung zu nehmen, weil ein Artikel im „Jupiter" gegen ihn gestanden, und übrigens war Lord Brock auch gar nicht der Mann, der einen neuen Collegen aus einem solchen Grunde fallen gelassen hätte.

Demgemäß umgürtete Harold Smith seine Lenden und widmete sich der Pflicht seines Amtes mit neuem Eifer, und seine Gemahlin schwelgte im Genuß ihres neuen Ranges.

Sie gab um diese Zeit auch eine Gesellschaft — nicht eine nüchterne Conversazione, wie Mistreß Proudie, sondern einen förmlichen Ball, dessen Kosten für Musik, Eis und Champagner groß genug waren, um das erste Quartal der neuen Ministerbesoldung zu absorbiren.

Für uns ist dieser Ball hauptsächlich deßhalb merkwürdig, weil Lady Lufton sich unter der Zahl der Gäste befindet.

Unmittelbar nach ihrer Ankunft in London erhielt sie Karten von Mistreß Harold Smith für sich selbst und Griselda und stand schon im Begriff, eine Antwort zu schreiben, in welcher sie auf diese Ehre ein für alle Mal verzichtete.

Was hatte sie in dem Hause von Mr. Sowerby's Schwester zu thun?

Zufällig aber war gerade in diesem Augenblicke ihr Sohn bei ihr, und da dieser den Wunsch aussprach, daß sie der Einladung folgen möge, so gab sie nach.

Sie that dies hauptsächlich, weil er es nicht sowohl um ihretwillen, als vielmehr um seinet- und Griselda's willen wünschte.

„Du wirst auch mich dort treffen, Mutter," sagte er. „Mistreß Harold Smith fing mich neulich ab und ließ mich nicht eher wieder los, als bis ich ihr versprochen hatte, zu kommen."

„Das ist allerdings eine Verlockung," sagte Lady Lufton. „Ich gehe gern an einen Ort, wenn ich weiß, daß Du dort sein wirst."

„Und jetzt, wo Miß Grantly bei Dir ist, bist Du es ihr schuldig, ihr so viel Vergnügen zu machen, als möglich."

„Das ist wahr, Ludovic, und ich danke Dir, daß Du mich auf diese Weise an meine Pflicht erinnerst," entgegnete Lady Lufton und erklärte, sie werde Mistreß Harold Smith's Einladung folgen.

Die arme Frau! Sie legte auf diese wenigen Worte hinsichtlich Miß Grantly's mehr Gewicht, als dieselben verdienten. Es erfreute ihr Herz, zu denken, daß ihrem Sohn daran läge, mit Griselda zu-

sammenzutreffen — daß er diese kleine List verübte, um seinen Zweck zu erreichen.

Er hatte aber gesprochen, ohne weiter an Etwas zu denken, und blos weil er sich seiner Mutter angenehm zu machen wünschte. Nichtsdestoweniger aber besuchte er Mistreß Harold Smith's Ball und tanzte mehr als ein Mal mit Griselda Grantly zu Lord Dumbello's offenkundigem Mißvergnügen.

Er fand sich etwas spät und gerade in dem Augenblicke ein, wo Lord Dumbello mit Griselda am Arme langsam den Saal entlang schritt, während Lady Lufton in der Nähe saß und mit verdrießlicher Miene zusah. Dann nahm Griselda Platz und Lord Dumbello stand stumm neben ihr.

„Ludovic," flüsterte Lady Lufton ihrem Sohne zu, „Griselda wird von diesem Menschen, der ihr folgt wie ein Geist, auf das Schauerlichste gelangweilt. Geh' und erlöse sie."

Er ging auch wirklich und erlös'te sie und tanzte dann beinahe eine ganze Stunde hinter einander mit ihr. Er wußte, daß Lord Dumbello als Bewunderer der jungen Dame betrachtet ward, und machte es sich zum Vergnügen, das Herz seines Nebenbuhlers mit Eifersucht und Zorn zu erfüllen.

Ueberdies war Griselda auch in seinen Augen sehr schön, und wäre sie nur ein Wenig lebhafter ge=

wesen, oder hätte seine Mutter ihre Taktik nur ein Wenig besser zu verbergen gewußt, so wäre — trotz alles Dessen, was in dem Gesellschaftszimmer des Pfarrhauses zu Framley gesagt und beschworen worden — Griselda vielleicht noch diesen Abend aufgefordert worden, den erledigten Thron in Lufton mit ihm zu theilen.

Man darf deßwegen jedoch nicht annehmen, daß Lord Lufton in der Absicht gekommen sei, Griselda seine Liebe zu erklären, oder daß er einen bestimmten Vorsatz in dieser Beziehung gehabt habe. Junge Männer handeln in solchen Dingen sehr oft ohne bestimmten Vorsatz. Sie ergötzen sich an der Flamme des schönen Lichts, flattern mit geblendeten Augen hin und her, bis sie endlich in einem übereilten Augenblick dem Docht zu nahe kommen und dann mit versengten Flügeln und verkrüppelten Beinen von dem verzehrenden Feuer der Ehe vollends verbrannt und in Asche verwandelt werden.

„Meine Mutter ist doch stets freundlich gegen Sie?" sagte Lord Lufton zu Griselda, als sie während einer Pause des Tanzes mit einander an der Thür eines Nebenzimmers standen.

„Ach ja — sie ist sehr freundlich."

„Sie haben viel gewagt, sich den Händen einer so gesetzten und strengen Person, wie meine Mutter

ist, zu überlassen. Auch haben Sie Ihre Gegenwart hier auf Mr. Harold Smith's erstem Cabinetsballe ausschließlich mir zu verdanken. — Wissen Sie das vielleicht schon?"

„Ja, Lady Lufton sagte es mir."

„Und sind Sie mir dafür dankbar? Habe ich Ihnen damit einen Gefallen gethan, oder nicht? Was ist Ihnen lieber — mit einem Roman in der Hand zu Hause in einer Sophaecke zu sitzen, oder hier mit Lord Dumbello zu thun, als ob Sie Polka tanzten?"

„Ich weiß nicht, was Sie damit meinen. Ich habe den ganzen Abend noch nicht mit Lord Dumbello getanzt. Wir wollten eine Quadrille tanzen, es ward aber Nichts daraus."

„Sehr richtig — ganz wie ich sagte — er thut blos, als ob er tanzen wollte. Auch das ist schon viel für Lord Dumbello — meinen Sie nicht auch?"

Und mit diesen Worten schlang Lord Lufton, der seinerseits nicht blos so that, als ob er tanzen wollte, seinen Arm um sie, und fort ging es den Saal hinauf und herab und quer durch und rund herum mit einer Energie, welche bewies, daß Griselda Das, was ihrer Zunge an Beweglichkeit fehlte, durch ihre Füße reichlich ersetzte.

Lord Dumbello sah mittlerweile zu und dachte bei sich selbst, Lord Lufton sei ein hohlköpfiger, alber=

ner Schwätzer, und wenn er das Bein bräche oder plötzlich von irgend einem andern furchtbaren Unglück, wie z. B. dem Verlust seines ganzen Vermögens, absoluter Blindheit oder chronischem Hüftweh ereilt würde so wäre ihm das ganz recht.

Als die Tanzenden wieder stehen blieben, fragte Lord Lufton in den kurzen Zwischenräumen seines heftigen Keuchens nach Athem Griselda, ob es ihr in London gefiele.

„Ach ja, so ziemlich," sagte Griselda, die ebenfalls ein Wenig keuchte.

„Ich fürchte — bei uns — in Framley — haben Sie sich — sehr gelangweilt."

„O nein; es gefiel mir ganz gut."

„Es that mir sehr leid, daß Sie fortgingen. Es war dann keine Seele mehr im Hause, mit welcher es sich der Mühe verlohnt hätte, zu sprechen."

Und dann schwiegen Beide eine Minute lang, bis ihre Lungen sich einigermaßen erholt hatten.

„Keine Seele," fuhr er fort, ohne mit Vorsatz zu lügen, denn er wußte überhaupt nicht, was er schwatzte. Es fiel ihm in diesem Augenblick nicht ein, daß er Griselda's Abschied damals sehr gern gesehen und daß er mit Lucy Robarts sich in einer Stunde mehr und besser unterhalten, als mit Miß Grantly in einem ganzen Monat ihres Verweilens. Nichtsdestoweniger

aber dürfen wir nicht zu streng gegen ihn sein. Im Kriege und in der Liebe ist jede List erlaubt und wenn Das, was er empfand, auch nicht wirkliche Liebe war, so war es doch Das, was gewöhnlich als Ersatz dafür gilt.

„Keine Seele!" sagte Lord Lufton. „Ich war nahe daran, mich den nächsten Morgen im Park aufzuknüpfen — es regnete aber."

„Was das für Unsinn ist! Sie hatten ja Ihre Mutter, mit der Sie sprechen konnten."

„Meine Mutter? Ja, das ist wahr, und eben so können Sie mich auch darauf aufmerksam machen, daß Capitän Culpepper ebenfalls da war. Ich liebe meine Mutter sehr, aber glauben Sie, daß sie mir Ihre Nähe ersetzen könnte?"

Und der Ton, in welchem er dies sagte, war eben so zärtlich, wie sein Blick.

„Und Miß Robarts," fuhr Griselda fort. „Wie mir schien, waren Sie ein großer Bewunderer dieser jungen Dame."

„Lucy Robarts meinen Sie?" entgegnete Lord Lufton und fühlte, daß dieser Name ihn auf ein Mal auf eine Gedankenreihe führte, welche mit der eben angesponnenen Liebelei durchaus Nichts zu schaffen hatte. „Lucy Robarts gefällt mir allerdings. Sie ist sehr geistreich, zufällig aber bekam ich sie, nachdem Sie,

Miß Grantly, uns verlassen hatten, nur wenig oder gar nicht mehr zu sehen."

Griselda gab hierauf keine Antwort, sondern richtete sich empor und schaute kalt vor sich hin, wie Diana, als sie Orion in der Grotte vor Kälte erstarren ließ. Auch war sie nicht zu bewegen, auf die drei oder vier späteren Versuche, welche Lord Lufton machte, um die Conversation wieder in Gang zu bringen, mehr als einsilbige Antworten zu geben.

Und dann tanzten sie wieder, aber Griselda's Pas waren bei Weitem nicht so lebhaft, wie vorher.

Und dies war so ziemlich Alles, was bei dieser Gelegenheit zwischen diesen beiden jungen Leuten stattfand.

Es ward vielleicht noch ein Glas Eis oder Limonade präsentirt und ein schwacher Versuch zu einem Händedruck gemacht, der aber ausschließlich von Lord Lufton ausging, denn Griselda Grantly verhielt sich gegen alle solche Annäherungen unerschütterlich und unbeweglich.

So wenig aber dies auch Alles war, so reichte es doch hin, Lady Lufton's Gemüth und Herz zu erfüllen. Keine Mutter mit sechs Töchtern war jemals eifriger bedacht, dieselben an den Mann zu bringen, als Lady Lufton es war, ihren Sohn vermählt zu sehen, das heißt mit einer Frau von der rechten Art.

Und jetzt schien es wirklich, als ob er im Begriff stände, ihre Wünsche zu erfüllen.

Sie hatte ihn den ganzen Abend beobachtet und war dabei ängstlich bemüht gewesen, es sich nicht merken zu lassen. Sie hatte Lord Dumbello's Niederlage und Wuth, sie hatte auch ihres Sohnes Sieg und Stolz gesehen.

War es möglich, daß er schon Etwas gesagt hatte, was nur wegen Griselda's Kälte als nicht entscheidend betrachtet werden konnte? War es nicht möglich, daß durch geeignete Nachhülfe von ihrer Seite diese Unentschiedenheit in Gewißheit, diese Kälte in Wärme verwandelt ward?

„Haben Sie einen angenehmen Abend verlebt?" fragte Lady Lufton, als sie und Griselda in dem Ankleidezimmer der Lady mit den Füßen auf dem Feuerschirm bei einander saßen.

Lady Lufton hatte ihren Gast speciell in dieses ihr Allerheiligstes eingeladen, zu welchem in der Regel Niemand weiter Zutritt hatte, als ihre Tochter und zuweilen Fanny Robarts. Aber in welches Heiligthum hätte wohl eine Schwiegertochter, wie Griselda, nicht Zutritt gefunden?

„Ach ja," antwortete Griselda.

„Es kam mir vor, als ob Sie die Mehrzahl

Ihrer freundlichen Blicke meinem Ludovic gewidmet hätten," sagte Lady Lufton mit freundlicher Miene.

„Das weiß ich wirklich selbst nicht," sagte Griselda. „Allerdings habe ich zwei oder drei Mal mit ihm getanzt."

„Das ist recht. Ich sehe es gern, wenn Ludovic mit meinen Freundinnen tanzt."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Lady Lufton."

„Durchaus nicht, liebes Kind. Ich wüßte nicht, wo er eine liebenswürdigere Tänzerin finden sollte."

Und dann schwieg Lady Lufton einen Augenblick, denn sie wußte nicht recht, wie weit sie gehen könnte.

Griselda saß mittlerweile still und stierte in die glühenden Kohlen hinein.

„Ich weiß, daß er ein großer Bewunderer von Ihnen ist," hob Lady Lufton wieder an.

„O nein! Ich bin überzeugt, daß er dies nicht ist," entgegnete Griselda, und dann trat wieder eine Pause ein.

„Ich kann blos so viel sagen," fuhr Lady Lufton fort, „daß, wenn er es wäre — und ich glaube, er ist es — dies mir großes Vergnügen machen würde, denn Sie wissen, liebes Kind, daß ich Ihnen selbst sehr gewogen bin."

„O, ich danke Ihnen," sagte Griselda und stierte hartnäckiger als zuvor in die glühenden Kohlen.

„Er ist ein junger Mann von der vortrefflichsten Gemüthsart — ich sage dies, obschon er mein eigener Sohn ist — und wenn vielleicht ein Verhältniß zwischen Ihnen Beiden bestände —"

„Dies ist nicht der Fall, Lady Lufton."

„Wenn es aber jemals der Fall sein sollte, so würde ich mich nur freuen, daß Ludovic eine so gute Wahl getroffen."

„Aber dies wird niemals der Fall sein, davon bin ich überzeugt, Lady Lufton. Ihr Sohn denkt wenigstens nicht daran."

„Wer weiß, was in der Zukunft geschieht. Gute Nacht, liebes Kind."

„Gute Nacht, Lady Lufton," entgegnete Griselda, küßte sie mit der größten Gelassenheit und begab sich dann in ihr Schlafzimmer. Ehe sie sich dem Schlafe überließ, musterte sie erst sorgfältig das Costüm, welches sie an diesem Abend getragen, um zu sehen, ob und in wie weit es bei dieser Gelegenheit gelitten habe.

Sechstes Kapitel.

Warum Puck, der Pony, Schläge bekam.

Am Tage nach der Zusammenkunft in Albany langte Mark Robarts mit bedeutend leichterem Herzen wieder in der Heimath an. Er fühlte nun, daß er die Pfründe annehmen könne, ohne seinen Ruf als Geistlicher dadurch zu gefährden. Nach dem, was Mr. Sowerby gesagt, und nach Lord Lufton's Zustimmung dazu wäre es, dachte er, geradezu Wahnsinn gewesen, dieses Anerbieten abzulehnen.

Mr. Sowerby's Versprechen in Bezug auf die Wechsel war ihm ebenfalls sehr tröstlich. War es, wenn es um und um kam, nicht möglich, daß er sich all' dieser Bedrängnisse ohne weiteren Schaden erledigte, als daß er hundertunddreißig Pfund für ein Pferd

zu bezahlen hatte, welches dieses Geld vollkommen werth war?

Am Tage nach seiner Rückkehr erhielt er bereits amtliche Nachricht über seine Ernennung. Er war in der That Pfründner, oder ward es, sobald von dem Decan und dem Kapitel die von dem Gesetz für diesen Fall vorgeschriebenen Formalitäten vollzogen waren.

Das Einkommen gehörte ihm jetzt schon, und das Haus sollte ihm ebenfalls binnen einer Woche übergeben werden, obschon er auf diesen letztern Theil seines Dienstgenusses gern verzichtet hätte.

Fanny gratulirte ihrem Gatten mit offener Herzlichkeit und, wie es schien, aufrichtiger Freude. Die eigene Freude über dergleichen Glücksfälle hängt ja so sehr von der offen und aufrichtig kundgegebenen Freude Anderer ab.

Lady Lufton's Glückwünsche hätten ihn beinahe bewogen, dennoch auf die ganze Sache zu verzichten, das Lächeln seiner Gattin ermuthigte ihn aber wieder und Lucy's warme beredte Freude bewog ihn, auf das ihm von Mr. Sowerby und dem Herzog von Omnium bewiesene Interesse förmlich stolz zu sein.

Und jenes prachtvolle Thier, das Jagdpferd Dandy, kam ebenfalls in den Stall des Pfarrhauses, zur großen Freude des Reitknechts und des Gärtners, so wie des Stallburschen, der gleichsam unbemerkt sich

mit in das Haus geschlichen, seitdem der Vicar ein so leidenschaftlicher Theilnehmer an den Fuchsjagden geworden.

In diesem Punkte waren jedoch Gattin und Schwägerin mit dem Vicar nicht einverstanden. Sie sahen das Pferd gleich auf seinem ersten Gange nach dem Stallthore und fragten, wem es gehöre.

Mark sagte, er habe es vor einiger Zeit von Mr. Sowerby gekauft, um sich ihm gefällig zu beweisen, und er beabsichtige, es wieder zu verkaufen, sobald dies ohne Nachtheil für ihn geschehen könne.

Nun verstand allerdings Keine der beiden Damen im Pfarrhause viel von Pferden, oder von der Art und Weise, auf welche ein Mann es angemessen findet, dem Andern dadurch einen Gefallen zu thun, daß er ihm den Ueberfluß seines Stalles abkauft — Beide aber waren überzeugt, daß im Stalle des Vicars bereits Pferde genug ständen und daß der Ankauf eines Jagdpferdes in der Absicht, es sobald als möglich wieder zu verkaufen, gelind gesagt, mit den gewöhnlichen Geschmacksrichtungen eines Geistlichen schwerlich vereinbar war.

„Ich hoffe, daß Du nicht sehr viel Geld dafür gegeben hast, Mark,“ sagte Fanny.

„Nicht mehr, als ich wieder dafür bekommen werde,“ antwortete Mark, und Fanny sah ihm am

Gesicht an, daß sie besser thun würde, wenn sie diesen Gegenstand vor der Hand nicht weiter verfolgte.

„Wahrscheinlich werde ich schon in der nächsten Zeit einige Wochen in Barchester zubringen müssen," sagte Mark, sich wieder dem angenehmeren Thema hinsichtlich der Pfründe zuwendend.

„Und müssen wir auch gleich mitziehen?" fragte Lucy.

„Das Haus ist jedenfalls nicht möblirt, Mark," sagte Fanny, „und ich weiß nicht, wie wir damit zu Stande kommen sollen."

„Macht Euch deßwegen keine Unruhe," entgegnete der Vicar. „Ich miethe mir einstweilen ein möblirtes Zimmer."

„Und wir sollen Dich diese ganze Zeit über nicht sehen?" rief Fanny entsetzt.

Der Pfründner erklärte jedoch, er werde alle Wochen nach Framley zurückkommen und aller Wahrscheinlichkeit nach blos Sonnabends und Sonntags — vielleicht auch da nicht alle Mal — in Barchester übernachten.

„Das Amt eines Pfründners scheint sonach kein sehr schweres zu sein," sagte Lucy.

„Aber es ist ein sehr würdevolles," bemerkte Fanny. „Pfründner sind Würdenträger der Kirche — nicht wahr, Mark?"

„Ja wohl, und ihre Frauen dem kanonischen Gesetz zufolge ebenfalls. Das Schlimmste dabei ist, daß Beide dann Perrücken tragen müssen; doch will ich mich deßwegen bei dem Decan erst genauer erkundigen.“

Und so sprach man in dem Pfarrhause über die guten Dinge, welche die Zukunft bringen sollte, und bemühte sich, das neue Pferd und die Jagdstiefeln, welche während des vergangenen Winters so oft gebraucht worden, und Lady Lufton's verändertes Benehmen zu vergessen. Es war ja leicht möglich, daß die Uebel verschwanden und nur die guten Dinge übrig blieben.

Es war jetzt im Monat April, und die Felder begannen zu grünen, der Wind wehete lau und die ersten Frühlingsblumen zeigten ihre bunten Farben, und Alles war freundlich und angenehm.

Es war dies eine Zeit des Jahres, welche Fanny ganz besonders liebte. Ihr Gatte war stets, wenn die warmen Monate kamen, ein besserer Pfarrer, als er während des Winters gewesen. Die fernwohnenden Freunde, die sie nicht kannte und von welchen sie auch Nichts wissen wollte, gingen fort, wenn der Frühling kam, und ließen ihre Häuser unschuldig und leer. Die Pflichten des Pfarramtes wurden besser erfüllt und die häuslichen Pflichten vielleicht auch.

Zu dieser Zeit war Mark ein Mustergeistlicher

und ein Mustergatte, der durch gegenwärtigen Eifer frühere Mängel vor seinem Gewissen wieder gut zu machen suchte.

Uebrigens war auch — obschon Fanny sich dies niemals selbst gestand — die Abwesenheit ihrer Freundin Lady Lufton ihr an und für sich gar nicht unangenehm. Sie liebte die Lady von Herzen, aber es ließ sich nicht leugnen, daß dieselbe bei ihren guten Eigenschaften ein Wenig herrschsüchtig war. Fanny würde niemals zugestanden haben, daß ein gewisses Bewußtsein von Knechtschaft auf ihr lastete, aber vielleicht war sie Maus genug, um sich der zeitweiligen Abwesenheit ihrer gutmüthigen Katze zu erfreuen. Wenn Lady Lufton nicht da war, hatte Fanny selbst mehr Spielraum.

Auch Mark fühlte sich nicht unglücklich, obschon er es nicht sofort thunlich fand, Dandy wieder in Geld umzusetzen.

Gerade in diesem Augenblicke, wo er sehr häufig drüben in Barchester sein und jene geheimnißvollen strengen kirchlichen Prüfungen durchmachen mußte, welche nothwendig sind, ehe ein Geistlicher Mitglied eines Kapitels werden kann, war das Pferd ihm ein Pfahl im Fleische.

Jene unglückseligen Wechsel wurden in den ersten Tagen des Mai fällig und noch vor Ablauf April

schrieb ihm Sowerby, er thäte sein Aeußerstes, um für den schlimmen Tag bereit zu sein; wenn ihm aber der Kaufpreis für Dandy s o f o r t übersendet werden könnte, so würde sein Vorhaben dadurch wesentlich erleichtert werden.

Nach dem, was vorhergegangen, konnte Mark sich nicht überwinden, zu sagen, er werde nicht eher zahlen, als bis die Sache mit den Wechseln in Ordnung sei, und deßhalb übersendete er mit Hülfe Mr. Forrest's, des Bankbeamten, seinem Freund Sowerby in London wirklich die für das Pferd bedungenen hundertunddreißig Pfund.

Was Lucy Robarts betrifft, so müssen wir über diese auch einige Worte sagen.

Wir haben gesehen, wie sie bei jener Gelegenheit, wo die Welt zu ihren Füßen lag, ihren vornehmen Bewerber abgewiesen hatte, und zwar so, daß er es sich vielleicht niemals wieder einfallen ließ, ihr den süßen Weihrauch seiner Liebesversicherungen zu bieten. Sie hatte ihm offen erklärt, daß sie ihn nicht liebe und nicht lieben könne, und auf diese Weise nicht blos Reichthümer, Ehren und hohe Stellung, sondern mehr als dieses, auch den Liebenden von sich gestoßen, an dessen Liebe ihr warmes Herz sich klammerte. Daß dies der Fall war, wußte sie schon damals und gestand es sich, als er fort war, noch unumwundener. So viel

hatte ihr Stolz und der feste Entschluß über sie vermocht, daß Lady Lufton sie nicht mit scheelen Augen ansehen und ihr nicht sagen können solle, sie habe ihren Sohn in's Netz gelockt.

Ich weiß, man wird von Lord Lufton selbst sagen, er sei, abgesehen von seinem Adel, Familienbesitzthum und schönen Gesicht, die Aufmerksamkeit und Liebe eines verständigen Mädchens gar nicht werth gewesen. Man wird dies sagen, weil die Leute glauben, die Helden in Büchern müßten viel besser sein, als die Helden, die für das eigentliche Leben in der Welt geschaffen sind. Ich will auch gern bekennen, daß von wirklichem, ächtem Heroismus in Lord Lufton's Constitution nur eine mäßige Beimischung zu bemerken war; aber was sollte aus der Welt werden, wenn nur absolute, ächte Helden der Liebe der Frauen würdig erachtet würden?

Daß die Mädchen nicht nach Geld heirathen sollten, darüber sind wir Alle einig. Eine junge Dame, die sich für einen Titel oder ein Besitzthum, für ein Einkommen oder einen Satz Familiendiamanten verkaufen kann, behandelt sich selbst, wie ein Pächter seine Schafe und Rinder behandelt, und schlägt sich mit ihrem äußern und innern Ich kaum höher an, als die arme Unglückliche, welche ihr Brod auf der niedrigsten Stufe der Entwürdigung verdient.

Dennoch aber sind ein Titel und ein Besitzthum und ein Einkommen Dinge, welche in den Augen aller Töchter Eva's eben so wie in denen aller Söhne Adam's ihr Gewicht haben, und deßhalb und da ich mich stets streng an die Wahrheit zu halten wünsche, muß ich gestehen, daß Lucy wirklich mit einigem Leidwesen bedachte, wie schön es gewesen wäre, Lady Lufton zu heißen.

Die Gattin eines solchen Mannes, die Besitzerin eines solchen Herzens, die Herrin eines solchen Looses zu sein — was hätte die Welt wohl mehr oder Besseres für sie thun können?

Und nun hatte sie alles dies weggeworfen, weil sie nicht ertragen konnte, daß Lady Lufton sie für eine listige, eigennützige Intriguantin hielte. Von dieser Furcht beseelt, hatte sie den jungen Lord mit einer Lüge zurückgewiesen, obschon die Sache so wichtig war, daß es im höchsten Grade räthlich erscheinen mußte, die Wahrheit zu sprechen.

Ihrem Bruder und ihrer Schwägerin gegenüber zeigte sie sich stets heiter. Nur wenn sie allein war, des Nachts auf ihrem Zimmer, oder auf ihren einsamen Spaziergängen, sammelte sich eine einzelne stumme Thräne in dem Winkel ihres Auges und befeuchtete allmählich ihre Augenlider.

Bei allen ihren Verrichtungen dagegen und in

ihrer gewohnten stillen Heiterkeit war sie Dieselbe wie je. Sie bethätigte dadurch die eigenthümliche Kraft, welche Gott ihr verliehen.

Deßwegen aber betrauerte sie nicht weniger ihre verlorene Liebe und ihren getäuschten Ehrgeiz.

„Wir wollen heute Morgen nach Hogglestock fahren," sagte Fanny eines Tages beim Frühstück. „Du begleitest uns doch nicht, Mark?"

„Nein, ich glaube nicht. Der Ponywagen ist zu klein für drei Personen."

„Nun, was das betrifft, so sollte ich meinen, das neue Pferd könnte Dich so weit tragen. Wenn ich nicht irre, sagtest Du neulich, Du wünschtest Mr. Crawley zu sprechen."

„Das ist auch der Fall und das neue Pferd, wie Du es nennst, wird mich morgen hinübertragen. Glaubst Du, daß ich um zwölf Uhr drüben sein werde?"

„Du wirst besser thun, noch etwas früher an Ort und Stelle zu sein, denn er pflegt fast alle Tage die Runde durch einen Theil seines Kirchspiels zu machen."

„Nun gut, dann wollen wir sagen, um elf. Es sind Dienstgeschäfte, wegen deren ich mit ihm zu sprechen habe, und er kann es daher wohl vor seinem

Gewissen verantworten, wenn er meinetwegen zu Hause bleibt."

„Du siehst, Lucy, daß wir uns selbst wieder fahren müssen," sagte Fanny. „Du wirst die Rolle des Kutschers auf dem Hinwege, und ich werde dieselbe auf dem Rückwege übernehmen."

Lucy war mit Allem einverstanden, und sobald ihr Tagewerk in der Schule vorüber war, brachen sie auf.

Ueber Lord Lufton war zwischen ihnen kein Wort seit jenem Abend gesprochen worden, wo sie — es war jetzt über einen Monat her — mit einander im Garten spazieren gegangen waren. Lucy hatte sich bei jener Gelegenheit so weit herabgelassen, daß sie ihrer Schwägerin versicherte, es habe bis zu diesem Tage durchaus kein Liebesverhältniß stattgefunden, und seitdem war Nichts geschehen, was in Fanny's Gemüth irgend welchen Verdacht hätte erwecken können. Sie hatte sofort eingesehen, daß alle vertraute Bekanntschaft zwischen Lucy und Lord Lufton zu Ende sei und meinte, nun sei Alles, wie es sein solle.

„Weißt Du," sagte Fanny, als sie so mit einander in der Ponychaise dahinrollten, „ich denke immer, Lord Lufton wird Griselda Grantly heirathen."

Lucy konnte sich nicht enthalten, den Zügeln, welche sie in der Hand hielt, einen kleinen Ruck zu

geben, und sie fühlte, daß ihr das Blut in das Herz zurückströmte. Dennoch aber verrieth sie sich nicht.

„Das ist wohl möglich," sagte sie und versetzte dem Pony einen leichten Hieb mit der Peitsche.

„O Lucy, warum schlägst Du Puck? Er geht ja ganz gut!"

„Ich bitte Puck um Verzeihung. Aber Du weißt ja, wenn Einem eine Peitsche anvertraut wird, so sehnt man sich auch, davon Gebrauch zu machen."

„Ja, aber ich muß Dich bitten, es nicht zu thun. — Ich bin fast überzeugt, daß Lady Lufton diese Heirath gern sehen würde,"

„Das glaube ich auch. Miß Grantly hat wohl ein bedeutendes Vermögen?"

„Nun, das ist es nicht allein, sondern sie ist auch in allen anderen Beziehungen gerade Das, was Lady Lufton an einer jungen Dame liebt. Sie hat ein vornehmes, sehr schönes Aeußere —"

„Na, na, Fanny!"

„Es ist dies meine wirkliche Meinung. Allerdings ist sie nicht, was ich liebenswürdig nennen würde, aber doch jedenfalls sehr schön. Und dann ist sie so ruhig und zurückhaltend, sie verlangt keine Anregung und ist, wie ich überzeugt bin, in der Erfüllung ihrer Pflichten sehr gewissenhaft."

„Ja, sehr gewissenhaft, das bezweifle ich auch

nicht," bemerkte Lucy mit einem Anflug von Ironie in ihrem Tone. „Dennoch aber ist die Hauptfrage, glaube ich, die, ob sie Lord Lufton gefällt."

„Ich glaube es — in gewisser Beziehung. Allerdings plauderte er mit ihr nicht so viel, wie mit Dir —"

„O, daran war blos seine Mutter schuld, weil sie ihn nicht mit der gehörigen Aufschrift versehen hatte."

„Es ist aber doch kein großer Schaden angerichtet worden?"

„Nein, Gott sei Dank, sehr wenig. Was mich betrifft, so werde ich es ohne Zweifel in drei oder vier Jahren überwunden haben, das heißt, wenn ich Eselsmilch und Wechsel der Luft bekommen kann."

„Dann wollen wir Dich zu diesem Zwecke nach Barchester bringen. Doch, wie ich eben sagte, ich glaube wirklich, Lord Lufton findet Gefallen an Griselda Grantly."

„Dann bin ich überzeugt, daß er einen ungemein schlechten Geschmack hat," sagte Lucy mit einem Ausdruck des Ernstes, der von dem scherzhaften Tone, dessen sie sich bis jetzt bedient, gänzlich verschieden war.

„Wie, Lucy!" rief Fanny, sie verwundert anblickend. „Ich fürchte, die Eselsmilch wird wirklich nöthig sein."

„Vielleicht sollte ich in Anbetracht meiner Stellung von Lord Lufton Nichts wissen, denn Du sagst selbst, daß es für junge Damen sehr gefährlich sei, vornehme junge Herren zu kennen. Dennoch aber kenne ich ihn genau genug, um zu verstehen, daß er an einem Mädchen wie Griselda Grantly keinen Gefallen finden sollte. Er sollte wissen, daß sie weiter Nichts ist, als ein kalter, lebloser, geistloser Automat. Ein wirklich geistiger Gehalt geht ihr, glaube ich, vollständig ab, wie groß auch übrigens ihre moralischen Vorzüge sein mögen. Mir ist nie ein Mensch vorgekommen, der einer Bildsäule so ähnlich gewesen wäre, wie dieses Mädchen. Stillzusitzen und bewundert zu werden, dies ist Alles, was sie begehrt, und wenn sie dies nicht bekommen kann, so begnügt sie sich auch mit dem Stillsitzen ohne Bewunderung. Ich verehre Lady Lufton nicht so wie Du, dennoch aber habe ich von ihr eine so gute Meinung, daß ich mich nur wundern kann, wenn sie ein solches Mädchen zur Frau ihres Sohnes wählt. Daß sie es wirklich wünscht, daran zweifle ich nicht, aber höchlich überrascht würde ich sein, wenn er es ebenfalls wünschte."

Und indem Lucy diese letzten Worte sprach, versetzte sie dem Pony abermals einen Hieb. Sie that dies aus Aerger, denn sie fühlte, daß ihr das verrätherische Blut in die Wangen gestiegen war.

„Aber, Lucy, Du könntest Dich in der That kaum eifriger aussprechen, wenn Lord Lufton Dein Bruder wäre.“

„Das ist sehr richtig. Er ist der einzige Freund, mit dem ich jemals vertraut gewesen, und der Gedanke, daß er sich wegwerfe, ist mir unerträglich. Uebrigens weiß ich wohl, daß es sich für mich nicht schickt, mich um so Etwas zu bekümmern.“

„Ich glaube, wenn er und seine Mutter es zufrieden sind, so können wir es auch sein.“

„Nein, ich bin es nicht. Du kannst mich ansehen, wie Du willst, Fanny. Du wünschest, daß ich mich darüber ausspreche, und ich lüge ein Mal nicht. Lord Lufton gefällt mir wirklich sehr, und Griselda Grantly mißfällt mir fast eben so sehr. Ich bin daher durchaus nicht damit einverstanden, daß sie einander heirathen. Dennoch aber glaube ich nicht, daß Eines oder das Andere mich um meine Einwilligung fragen wird, und eben so ist es auch nicht wahrscheinlich, daß dies von Lady Lufton geschieht.“

Und nun fuhren sie ungefähr eine Viertelmeile weiter, ohne ein Wort zu sprechen.

„Der arme Puck!“ sagte Lucy endlich. „Nicht wahr, er darf nicht mehr geschlagen werden, weil Miß Grantly aussieht, wie eine Bildsäule? Und, Fanny, sage meinem Bruder nicht etwa, er solle mich in das

Irrenhaus stecken lassen. Ich weiß aber einen Habicht allenfalls noch von einem Reiher zu unterscheiden und deßhalb liebe ich es nicht, eine so ganz unpassende Heirath zu sehen.“

Es ward nun über diesen Gegenstand weiter Nichts gesprochen, und ehe zwei Minuten um waren, hatte man das Haus des Geistlichen von Hogglestock erreicht.

Mistreß Crawley hatte, als sie aus dem Dorfe in Cornwallis hierherzogen, zwei Kinder mitgebracht, zu welchen sich später noch zwei gesellt hatten. Eines davon lag jetzt am Keuchhusten, und eben um der Mutter einigen Trost zu bringen, war der gegenwärtige Besuch unternommen worden.

Die beiden Damen stiegen aus ihrem Wagen, nachdem sie einen Knaben beauftragt, Puck zu halten, und sahen sich unmittelbar darauf in Mr. Crawley's einzigem Wohnzimmer.

Sie saß hier mit dem Fuße auf dem Trittbret einer Wiege, welche sie schaukelte, während ein ungefähr drei Monate altes Kind ihr auf dem Schooße lag.

Das ältere, welches der Patient war, hatte nämlich wegen seiner Krankheit den Platz des jüngeren eingenommen.

Zwei andere Kinder, die bedeutend älter waren, befanden sich ebenfalls im Zimmer. Das älteste war

ein Mädchen von vielleicht neun Jahren und das andere ein etwa drei Jahre jüngerer Knabe.

Diese standen Beide neben ihrem Vater, welcher sich eifrig bemühte, sie in die ersten Geheimnisse der Grammatik einzuweihen.

Fanny wäre es, die Wahrheit zu gestehen, lieber gewesen, wenn Mr. Crawley nicht dagewesen wäre, denn sie hatte allerhand Contrebande — angeblich Geschenke für die Kinder, in der That aber für die arme, schwergeplagte Mutter bestimmt — mitgebracht, welche, wie sie wußte, in Mr. Crawley's Gegenwart unmöglich zum Vorschein gebracht werden konnte.

Die Gattin des Geistlichen von Hogglestock war jetzt nicht mehr ganz so häger und abgezehrt, wie in den letzten Tagen jener fürchterlichen Zeit in Cornwallis. Lady Lufton und Mistreß Arabin, so wie das vermehrte, obschon immer noch sehr dürftige Einkommen hatten beigetragen, sie in die Welt zurückzuführen, in welcher sie während der freundlichen Tage ihrer Kindheit gelebt.

Lucy hatte Mr. Crawley noch niemals gesehen. Diese Besuche in Hogglestock geschahen nicht oft und waren in der Regel von Lady Lufton und Fanny gemeinschaftlich gemacht worden. Man wußte, daß Mr. Crawley diese Besuche nicht gern sah, denn er fand einen barbarischen, menschenfeindlichen Genuß darin,

sich selbst überlassen zu sein. Man kann von ihm fast sagen, er habe Denen, welche ihn unterstützten, gegrollt, wenigstens war gewiß, daß er dem Decan von Barchester es niemals verziehen, daß er seine Schulden bezahlt.

Der Decan hatte ihm auch seine gegenwärtige Stelle verschafft und demzufolge war sein alter Freund ihm jetzt nicht mehr so theuer, als da er früher, fast eben so arm als Crawley selbst, ihn besuchte. Dann gingen sie mit einander stundenlang an der felsigen Meeresküste auf und ab, lauschten dem Brausen der Wogen und besprachen verwickelte polemische Geheimnisse, zuweilen mit wilder Wuth, dann wieder mit zärtlicher, nachsichtiger Liebe, aber stets mit wechselseitiger Anerkennung ihrer Wahrheitsliebe.

Jetzt wohnten sie verhältnißmäßig nahe bei einander, ohne daß sich gleichwohl Gelegenheiten zu solchen Discussionen ergaben.

Dennoch aber ward Mr. Crawley vierteljährlich ein Mal von seinem Freunde dringend eingeladen, ihn im Decanat zu besuchen, wobei ihm zugleich versprochen ward, daß Niemand sonst im Hause sein solle, wenn er Gesellschaft nicht liebe.

Dies war es aber nicht, was ihn eigentlich abhielt, den Einladungen seines Freundes Folge zu leisten. Die Eleganz und Pracht im Hause des Decans

und die Behaglichkeit des warmen, gemüthlichen Studirzimmers schlug ihn sofort mit Stummheit. Warum kam Doctor Arabin nicht hinaus nach Hogglestock und tratschte mit ihm durch die schmutzigèn Heckengänge, wie sie sonst mit einander zu tratschen gepflegt? Das wäre Genuß für ihn gewesen, dann hätte er sprechen können, dann wären Erinnerungen an die Vergangenheit in ihm aufgetaucht. So aber!

„Arabin reitet jetzt stets ein spiegelglattes, schönes Pferd," sagte er ein Mal in spöttischem Tone zu seinem Weibe.

Seine Armuth war für ihn so schrecklich gewesen, daß er sich nicht überwinden konnte, einen reichen Freund zu lieben.

Siebentes Kapitel.

Das Pfarrhaus Hogglestock.

Zu Ende des vorigen Kapitels ließen wir Lucy Robarts darauf warten, Mistreß Crawley vorgestellt zu werden, welche mit einem Kinde auf dem Schooße dasaß, während sie ein zweites in der Wiege liegendes mit dem Fuße schaukelte.

Mr. Crawley hatte sich mittlerweile von seinem Sitz erhoben, während er die alte Grammatik, die er beim Unterricht seiner Kinder benutzte, noch in der Hand hielt. Es war sonach bei Fanny's und Lucy's Eintritt die ganze Familie Crawley beisammen.

„Dies ist meine Schwägerin Lucy," sagte Fanny. „Ich bitte, bleiben Sie sitzen, Mistreß Crawley, oder wenn Sie aufstehen wollen, so geben Sie mir das Kind."

Und sie streckte die Arme aus und nahm den Kleinen, der sich sofort heimisch fühlte, denn sie hatte Erfahrung in Ausübung der Mutterpflichten, welche sie keineswegs vernachlässigte, obschon die Beihülfe dienender Geister bei ihr häufiger vorkam, als in Hogglestock.

Mistreß Crawley stand nun auf und sagte zu Lucy, sie freue sich, sie kennen zu lernen, und Mr. Crawley näherte sich, die Grammatik immer noch in der Hand, mit schüchterner Miene ebenfalls.

„Ich fürchte, Sie werden kaum einen Stuhl finden, Miß Robarts," sagte er.

„O doch. Auf diesem hier liegt blos die Bibliothek dieses jungen Herrn," sagte Lucy, indem sie einen Stoß zerrissener, einbandloser Bücher auf den Tisch legte. „Ich hoffe, er wird mir verzeihen, wenn ich sie wo anders hin transportire."

„Sie sind nicht Bob — wenigstens nicht alle — sondern auch mein," sagte das Mädchen.

„Einige davon aber sind mein," sagte der Knabe; „nicht wahr, Grace?"

„Bist Du schon sehr weit?" fragte Lucy, indem sie das Mädchen an sich zog.

„Das weiß ich nicht," sagte Grace mit fast albernem Gesicht. „Im Griechischen bin ich bis zu den unregelmäßigen Zeitwörtern."

„Wie! im Griechischen!“ rief Lucy und hob erstaunt die Hände empor.

„Und sie kann eine Ode von Horaz ganz auswendig,“ sagte Bob.

„Eine Ode von Horaz!“ rief Lucy, indem sie das schüchterne Wunderkind noch fester an ihre Kniee gedrückt hielt.

„Weiter kann ich meinen Kindern ein Mal Nichts geben,“ sagte Mr. Crawley im Tone der Entschuldigung. „Ein Wenig klassische Bildung ist der einzige Reichthum, welchen mir das Schicksal beschieden hat, und diesen bin ich bemüht, mit meinen Kindern zu theilen.“

„Ich glaube, es ist dies der beste Reichthum, den der Mensch besitzen kann,“ sagte Lucy, obschon sie bei sich dachte, daß Horaz und die unregelmäßigen griechischen Zeitwörter bei einem kleinen neunjährigen Mädchen doch wohl nicht am rechten Orte seien.

Grace war aber nichtsdestoweniger ein hübsches Mädchen von einfachem, gutmüthigem Aussehen und schien sich sehr gern hätscheln zu lassen. Lucy wünschte deßhalb sehr, daß Mr. Crawley sich seiner Wege scheren möchte, damit man die Geschenke auspacken könnte.

„Mr. Robarts befindet sich doch wohl?“ fragte Mr. Crawley in steifem, ceremoniellem Tone, welcher

von dem, in welchem er seinen Collegen, als sie mit einander in dem Studirzimmer zu Framley waren, angeredet, sehr verschieden war.

„Er befindet sich vollkommen wohl; ich danke Ihnen," entgegnete Fanny. „Sie haben wohl schon gehört, was für ein Glück er gehabt hat?"

„Ja, ich habe davon gehört," entgegnete Mr. Crawley in ernstem Tone, „und ich hoffe, daß seine Beförderung in jeder Beziehung zu seinem zeitigen und ewigen Wohle beitragen möge."

Aus dem Tone, in welchem er diesen Wunsch aussprach, ging jedoch offenbar hervor, daß seine Hoffnungen und Erwartungen nicht mit einander Hand in Hand gingen."

„Apropos," bemerkte Lucy, „er trug uns auf, Ihnen zu sagen, daß er Ihnen morgen einen Besuch machen werde — gegen elf Uhr; sagte er nicht so, Fanny?"

„Ja, er wünscht Sie wegen gewisser Dienstangelegenheiten zu sprechen, glaube ich," sagte Mistreß Robarts, indem sie einen Augenblick von der eifrigen Discussion aufblickte, in welcher sie schon mit Mistreß Crawley über Kinderstubenangelegenheiten begriffen war.

„Ich bitte, ihm zu sagen," entgegnete Mr. Crawley, „daß ich mich freuen werde, ihn zu sehen, obschon

es jetzt, wo ihm neue Pflichten aufgebürdet worden, besser sein wird, wenn ich ihn in Framley besuche."

„Seine neuen Pflichten nehmen seine Zeit bis jetzt noch nicht sonderlich in Anspruch," sagte Lucy. „Es wird ihm durchaus keine große Mühe machen, hier herüberzureiten."

„Ja, darin ist er gegen mich im Vortheil. Ich habe unglücklicherweise kein Pferd."

Und nun begann Lucy den kleinen Knaben zu streicheln und ließ allmählich ein kleines Säckchen Pfeffernüsse aus ihrem Muff in seine Hände gleiten. Sie hatte nicht die zum Warten nöthige Geduld, wie ihre Schwägerin.

Der Knabe nahm das Säckchen, guckte hinein und sah dann Lucy an.

„Was ist das, Bob?" fragte sein Vater.

„Pfefferkuchen," stammelte Bob und fühlte, daß eine Sünde begangen worden, obschon wahrscheinlich auch, daß er selbst für nicht sehr strafbar erklärt werden konnte.

„Miß Robarts," sagte der Geistliche, „wir sind Ihnen sehr verbunden, unsere Kinder aber sind an dergleichen Dinge nicht gewöhnt."

„Ich habe ein Mal die Gewohnheit, so Etwas bei mir zu tragen, wenn ich Kinder besuche," entgegnete Lucy. „Sie werden mir daher verzeihen und

Ihrem Söhnchen erlauben, mein kleines Geschenk anzunehmen."

„O, das versteht sich. Bob, mein Junge, gieb die Pfeffernüsse Deiner Mama und sie wird Dir und Grace dann und wann eine auf ein Mal geben."

Und das Säckchen ward in feierlicher Weise der Mutter übergeben, welche es aus den Händen ihres Sohnes nahm und hoch auf ein Bücherbret legte.

„Und jetzt keine?" sagte Lucy Robarts in kläglichem Tone. „Seien Sie nicht so hart, Mr. Crawley — ich meine nicht gegen die Kinder, sondern gegen mich. Ich möchte gern wissen, ob die Pfeffernüsse auch gut sind."

„Das werden sie schon sein; ich glaube aber, meine Frau wird sie lieber vor der Hand aufheben wollen."

Dies war für Lucy sehr entmuthigend. Wenn schon ein einziges kleines Säckchen Pfeffernüsse so viel Schwierigkeiten machte, wie sollte sie dann die Bonbonsschachtel loswerden, welche sie noch in ihrem Muff hatte? und wie sollte sie das Paket Orangen vertheilen, womit die Ponychaise befrachtet war?

Außerdem hatte man auch noch Compot für das kranke Kind und ein Stück Schweinefleisch und einen Korb Eier mitgebracht, welches Alles Fanny bei der ersten passenden Gelegenheit hereinzuschmuggeln gedachte,

was aber von Mr. Crawley, wenn man es in seiner Gegenwart zum Vorschein brachte, sicherlich mit Verachtung zurückgewiesen ward.

Lucy fand es sehr schwierig, ein Gespräch mit Mr. Crawley in Gang zu halten, besonders da Fanny und Mistreß Crawley sich sehr bald in ein Schlafzimmer begaben und die beiden jüngeren Kinder mitnahmen.

„Wenn sie nur meinen Muff mitgenommen hätte," dachte Lucy.

Aber der Muff lag auf ihrem Schooß, schwer von seinem reichen Inhalt.

„Sie werden wohl nun einen Theil des Jahres hindurch in Barchester wohnen, nicht wahr?" fragte Mr. Crawley.

„Das weiß ich wirklich jetzt noch nicht," entgegnete Lucy. „Mark spricht davon, sich für den ersten Monat seines Aufenthaltes ein möblirtes Zimmer zu miethen."

„Aber er bekommt doch das zu der Pfründe gehörige Haus, nicht wahr?"

„Ja, wahrscheinlich."

„Ich fürchte, daß er künftig sich den Amtspflichten seines Kirchspiels nicht in demselben Maße wird widmen können, wie zeither — namentlich nicht in Bezug auf die Schulen."

„Mark glaubt, daß er, da er so nahe ist, sich nicht häufig werde von Framley entfernen müssen. Was die Schulen betrifft, so sorgt schon Lady Lufton dafür."

„Das glaube ich wohl, aber Lady Lufton ist kein Geistlicher, Miß Robarts."

Lucy schwebte die Bemerkung auf der Zunge, daß die Lady beinahe eben so schlimm sei, doch that sie sich glücklicherweise noch Einhalt.

In diesem Augenblicke sendete ihr die Vorsehung eine große Hülfe in Gestalt von Mistreß Crawley's rotharmiger Hausmagd, welche auf ihren Herrn zuging und ihm in's Ohr flüsterte, man frage nach ihm.

Es war nämlich die Stunde, wo sein Erscheinen in der Dorfschule nöthig war, und da er in der Regel sehr pünktlich zu kommen pflegte, so erwarteten ihn Die, die ihn brauchten, zu dieser Stunde, und trugen, wenn er ausblieb, kein Bedenken, nach ihm zu schicken.

„Miß Robarts, ich fürchte, Sie müssen mich entschuldigen," sagte er, indem er aufstand und Hut und Stock nahm.

Lucy bat ihn, sich durchaus nicht nach ihr zu geniren, und begann schon zu überlegen, wie sie am Besten die mitgebrachten Schätze ausladen könne.

„Wollen Sie ~~Miß~~ Robarts von mir grüßen und

Mrb.

ihr sagen, daß es mir leid thut, nicht das Vergnügen haben zu können, ihr Lebewohl zu sagen? Wahrscheinlich aber werde ich sie noch ein Mal sehen, wenn sie an dem Schulhause vorbeikommt," sagte Mr. Crawley, indem er mit dem Stock in der Hand das Zimmer verließ und Lucy zu bemerken glaubte, daß Bob's Augen sofort auf dem Sack mit den Pfeffernüssen hafteten.

„Bob," sagte sie fast flüsternd, „ißt Du gern überzuckerte Pflaumen?"

„Ei ja," sagte Bob ganz ernsthaft und schielte nach dem Fenster, um zu sehen, ob sein Vater schon vorbei wäre.

„Nun, dann komm' her," sagte Lucy.

Während sie aber dies noch sagte, öffnete sie die Thür abermals und Mr. Crawley trat wieder ein.

„Ich habe ein Buch vergessen," sagte er, schritt durch das Zimmer und ergriff das Gebetbuch mit dem abgenutzten Einbande, welches ihn auf allen seinen Wanderungen durch das Kirchspiel begleitete.

Bob war, als er seinen Vater erblickte, einige Schritte zurückgetreten, eben so wie Grace, welche, die Wahrheit zu gestehen, trotz der unregelmäßigen Zeitwörter von den Worten „überzuckerte Pflaumen" angelockt worden.

Lucy zog die Hand aus dem Muff heraus und machte ein schuldbewußtes Gesicht. Täuschte sie nicht den guten Mann — ja, lehrte sie nicht seine eigenen Kinder ihn täuschen? Es giebt aber ein Mal Menschen, die aus solchem Stoff geschaffen sind, daß selbst ein Engel schwerlich mit ihnen leben könnte, ohne sie in gewissen Dingen zu hintergehen.

„Nun ist Papa fort," flüsterte Bob. „Ich sah ihn um die Ecke biegen."

Er hatte wenigstens seine Lection gelernt, wie dies auch ganz natürlich war.

Auch Jemand anders hatte erfahren, daß Papa fort war, denn während Bob und Grace noch die großen Stücken Candiszucker zählten und dabei Jedes an einem Stück Gerstenzucker nutschte, öffnete sich die Hausthür und ein großer Korb und ein in ein Küchentuch gepacktes Bündel wurden in das Haus geschmuggelt und von Fanny selbst auf dem Tische in Mistreß Crawley's Schlafzimmer rasch ausgepackt.

„Ich habe mir erlaubt, dies da mitzubringen," sagte Fanny mit fast beschämtem Blicke, „denn ich weiß, wie ein krankes Kind fast das ganze Haus beschäftigt."

„Ach, theuerste Freundin," rief Mistreß Crawley, indem sie Fanny beim Arm ergriff und ihr in's Ge-

sicht blickte. „Gott hat uns mit Mangel heimgesucht, und um meiner Kinder willen freue ich mich über diese Hülfe.“

„Aber wird Mr. Crawley nicht ungehalten darüber sein?“

„Ich will es schon machen. Meine gute Mistreß Robarts, Sie müssen ihm Etwas zu gute halten. Er hat zuweilen ein schweres Loos zu tragen, und dergleichen Dinge sind für einen Mann weit schlimmer, als für eine Frau.“

Fanny war mit dieser Ansicht allerdings nicht ganz einverstanden, doch entgegnete sie Nichts darauf.

„Ich hoffe, daß wir Ihnen nützlich sein können, dafern Sie mich nur als eine alte Freundin betrachten und mir schreiben wollen, wenn Sie meiner bedürfen. Von selbst mochte ich nicht gern oft kommen, weil ich fürchtete, daß Mr. Crawley es nicht gern sehen würde.“

Und so entwickelten sich weitere vertrauliche Mittheilungen zwischen den beiden Frauen und Mistreß Crawley erzählte, wie sie sich noch weit ärmlicher hätten in ihrem früheren Wohnorte in Cornwall behelfen müssen, und sprach in warmen Worten ihren Dank gegen die Freundin aus, welche so viel für sie gethan.

„Mistreß Arabin sagte mir, sie wünschte Sie ein Mal auf Besuch bei sich zu sehen," sagte Fanny.

„Ach ja, aber ich fürchte, das dies nicht möglich sein wird. Die Kinder, wissen Sie, Mistreß Robarts."

„Nun, zwei davon könnten Sie ja einstweilen zu mir bringen."

„O nein, es wäre nicht recht von mir, wenn ich Sie für Ihre Güte auf diese Weise strafen wollte. Mein Mann würde aber nicht mitgehen. Er allein könnte gehen und mich zu Hause lassen. Zuweilen habe ich gedacht, das dies geschehen könnte, und ich habe Alles, was in meinen Kräften stand, gethan, um ihn dazu zu bereden. Ich habe ihm gesagt, daß, wenn er sich wieder unter die Welt, ich meine die geistliche Welt, mischte, so würde ihm dann die Erfüllung seiner Pflichten leichter werden. Er antwortet mir dann alle Mal, es sei unmöglich und sein Rock passe nicht an die Tafel des Decans."

Und Mistreß Crawley erröthete fast, als sie diesen Grund anführte.

„Wie! Ist nicht Doctor Arabin ein alter Freund von ihm? Solche Einwendungen sind geradezu unsinnig."

„Das weiß ich wohl. Der Decan würde sich freuen, ihn zu sehen, möchte sein Rock sein, wie er wollte. Crawley kann es aber ein Mal nicht über sich gewinnen, das Haus eines reichen Mannes zu betreten, wenn ihn nicht seine Pflicht dahin ruft."

„Das ist nicht recht von ihm."

„Das meine ich auch, aber was kann ich thun? Ich fürchte, er betrachtet die Reichen als seine Feinde. Er sehnt sich nach dem Trost eines Freundes, gegen den er sich aussprechen könnte — eines Mannes, der seines Gleichen ist, mit gebildetem Geiste, dessen Gedanken er anhören und dem er seine eigenen mittheilen könnte. Ein solcher Freund muß aber nicht blos in Bezug auf Bildung und Gesinnung, sondern auch in Bezug auf den Geldbeutel seines Gleichen sein, und wo könnte er jemals einen solchen Mann finden?"

„Er kann ja früher oder später selbst noch zu einer bessern Stelle befördert werden."

„Das glaube ich kaum, und wenn es auch geschähe, so wären wir doch kaum darauf eingerichtet. Freilich wäre es sehr schön, wenn ich meinen Kindern eine bessere Erziehung geben, wenn ich Etwas für meine arme Grace thun könnte —"

Fanny antwortete hierauf Einiges, aber nicht viel. Im Stillen jedoch nahm sie sich vor, Etwas

für Grace zu thun, wenn Mark es ihr erlaubte. War das nicht ein gutes Werk und war es nicht ihre Pflicht, von allen Gütern, womit die Vorsehung sie gesegnet, guten Gebrauch zu machen?

Und dann kehrten die beiden Frauen wieder in das Wohnzimmer zurück, Jede wieder mit einem Kind auf dem Arm.

Lucy hatte sich mittlerweile mit den andern Kindern beschäftigt, und als die beiden Frauen eintraten, fanden sie, daß ein Laden eröffnet worden, in welchem alle Arten Delicatessen zu wunderbar billigen Preisen verkauft wurden. Die eingemachten Früchte waren da, eben so wie die Orangen und die überzuckerten Pflaumen, und überdies waren die Pfeffernüsse heruntergenommen und auf den Tisch ausgeschüttet worden, hinter welchem Lucy als Ladenmädchen stand und ihre Waare für Küsse losschlug.

„Mama, Mama," sagte Bob, indem er auf seine Mutter zurannte, „Du mußt ihr auch Etwas abkaufen. Gieb ihr einen Kuß für diesen Haufen Gerstenzucker."

Bob's Mund war, indem er dies sagte, freilich durchaus nicht appetitlich oder zum Küssen einladend.

Als Fanny und Lucy wieder in der Ponychaise hinter dem ungeduldigen Puck saßen und eine Strecke

von dem Hause des Geistlichen hinweg waren, hob Fanny an:

„Wie verschieden sind doch diese beiden Eheleute — an Geist sowohl, als an Gemüth!“

„Aber wie viel edler ist ihr Sinn, als der seinige! Wie schwach ist er in vielen Dingen und wie stark ist sie in Allem! Wie falsch ist sein Stolz und seine Scham! Wir dürfen aber nicht vergessen, was er zu tragen hat. Nicht Jeder kann ein Leben wie das seinige ohne falschen Stolz und ohne falsche Scham ertragen.“

„Sie aber besitzt Keins von Beidem,“ sagte Lucy.

Im nächsten Augenblicke kamen sie an der Schule von Hogglestock vorüber und Mr. Crawley kam, als er das Rollen der Räder hörte, heraus.

„Es ist sehr gütig von Ihnen,“ sagte er, „daß Sie so lange bei meiner armen Frau geblieben sind.“

„Wir hatten, nachdem Sie fort waren, sehr viel mit einander zu plaudern.“

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, denn sie erhält nur selten den Besuch einer Freundin. Wollen Sie die Güte haben, Mr. Robarts zu sagen, daß er mich morgen früh elf Uhr hier in der Schule treffen wird?“

Und dann verneigte er sich, indem er seinen Hut abnahm, und die beiden Damen fuhren weiter.

„Er scheint wirklich um die arme Frau besorgt zu sein, und ich denke jetzt besser von ihm," sagte Lucy.

Achtes Kapitel.

Der Sieg der Riesen.

Gegen das Ende des Monats April traf fast gleichzeitig auf allen Punkten der bewohnbaren Erde eine Nachricht ein, welche für eine der Hauptpersonen unserer Geschichte von furchtbarer Bedeutung war.

Die gegen die Götter kämpfenden Titanen hatten den Sieg errungen, oder mit andern Worten, das Ministerium, und mit diesem auch Mr. Harold Smith, war gezwungen worden, seine Entlassung zu nehmen.

„Der arme Harold ist schon wieder auf den Sand gesetzt, ehe er noch die Annehmlichkeiten seines Ministerpostens recht geschmeckt hat,“ schrieb Sowerby an seinen Freund, den Vicar, „und so viel ich weiß, ist der einzige Nutzen in Bezug auf Kirchenämter, den er

während der kurzen Dauer seines Amts hat stiften können, Ihnen zugefallen."

Dem Vicar selbst aber war es durchaus nicht angenehm, daß er so oft an die ihm erwiesene Gunst erinnert ward.

„Ach, theure Freundin," sagte Mistreß Harold, als sie Miß Dunstable zum ersten Male nach dem Bekanntwerden der Katastrophe begegnete, „wie soll ich diese Demüthigung ertragen?"

Und sie drückte sich das mit breiten Spitzen besetzte Taschentuch auf die Augen.

„Christliche Ergebung ist das Beste," meinte Miß Dunstable.

„Ach, dummes Zeug!" entgegnete Mistreß Harold Smith. „Sie Millionaire schwatzen immer von christlicher Ergebung, weil Sie nie in den Fall kommen, selbst dergleichen an den Tag zu legen. Wenn ich christliche Ergebung besäße, so würde ich nicht so sehr nach diesem eitlen Pomp gestrebt haben. Denken Sie sich nur, liebe Freundin, kaum drei Wochen lang die Frau eines Cabinetsministers gewesen zu sein!"

„Wie trägt es denn der arme Mr. Smith?"

„Harold, meinen Sie? O, der lebt nur von der Hoffnung auf Rache. Wenn er Mr. Supplehouse, der ihn gestürzt, den Garaus gemacht hat, dann wird er gern sterben."

In beiden Häusern des Parlaments erfolgten nun weitere Auseinandersetzungen, die im Ganzen genommen sehr zufriedenstellend waren.

Die feingebildeten, höflichen Riesen versicherten den Göttern, daß sie nur ungern den Pelion auf den Ossa gethürmt und den Sitz der Herrschaft erklettert hätten, denn sie gäben für ihre Person den Annehmlichkeiten würdevoller Zurückgezogenheit den Vorzug. Die Stimme des Volkes habe aber zu laut gerufen, und die Hauptanstrengung sei nicht von ihnen selbst, sondern von Andern gemacht worden, welche sich vorgenommen hätten, die Riesen an der Spitze der Staatsgeschäfte zu sehen. Ueberhaupt sei der Zeitgeist so entschieden zu Gunsten der Riesen, daß diesen keine andere Wahl übrig geblieben sei.

So sagte Brianeus zu den Lords und Orion zu den Gemeinen.

Und die Götter schätzten sich, wie sie sagten, geradezu glücklich, ihre Plätze zu räumen, und waren von jedem ungöttlichen Neid so weit entfernt, daß sie versprachen, den Riesen allen in ihren Kräften stehenden Beistand zu leisten, um das Werk der Regierung weiter zu führen, worauf die Riesen erklärten, wie tief zu Danke verpflichtet sie für so schätzbaren Rath und freundlichen Beistand sein würden.

Alles Dies war außerordentlich schön und an=

genehm, nichtsdestoweniger aber schienen gewöhnliche Leute zu erwarten, daß der zeitherige Kampf auf die alte gewohnte Weise auch ferner seinen Fortgang haben würde. Wenn man schöne Reden hält, ist es sehr leicht, seinen Feind zu lieben, im praktischen Leben aber hält es sehr schwer.

Die Riesen haben indeß von jeher die gute Eigenschaft gehabt, daß sie niemals zu stolz sind, in die Fußtapfen der Götter zu treten. Wenn die Götter nach mühsamen Berathungen irgend ein geschicktes Project ausgearbeitet haben, so sind die Riesen stets bereit, es als ihr eigenes Kind zu adoptiren und für die Frucht ihrer eigenen Lenden auszugeben.

Nun war man gerade damals mit dem Plane umgegangen, die Zahl der Bischöfe zu vermehren. Gute, rührige Bischöfe waren sehr wünschenswerth, und gewisse vortreffliche Anhänger der Kirche waren überzeugt, daß es deren schwerlich zu viel geben könne.

Lord Brock war mit seiner Maßregel schon in's Klare. Es sollte ein Bischof von Westminster creirt werden, um dem Prälaten der Metropole einen Theil seiner herkulischen Arbeiten abzunehmen, so wie ein zweiter im Norden des Landes, um die Bergleute und Kohlengräber zum Christenthum zu bekehren und die Mohren von Newcastle weiß zu waschen — Bischof von Bewerley sollte er genannt werden.

Im Gegensatz hierzu hatten, wie man wußte, die Riesen beabsichtigt, mit ihrer ganzen rohen Gewalt gegen dieses Project zu Felde zu ziehen. Es fehle, sagten sie, nicht sowohl an in Equipagen einherrollenden Bischöfen, sondern weit mehr an Geistlichen niederen Ranges. Daß Bischöfe in Equipagen einherrollten, sei ganz gut, aber an dergleichen Segnungen habe die englische Welt vor der Hand genug.

Lord Brock und die übrigen Götter waren deßhalb um ihres kleinen Projectes willen in großer Sorge. Unmittelbar aber, nachdem die Riesen an's Staatsruder gelangt waren, ward bekannt, daß die Bischofsbill doch noch durchgesetzt werden würde. Einige kleine Abänderungen sollten damit vorgenommen werden, so daß die Bill ein mehr riesiges als göttliches Ansehen gewänne, in der Hauptsache aber war das Resultat ganz dasselbe.

Die neue Bischofsbill war demgemäß die erste Regierungsthat der Riesen, und die neuen Prälaten sollten ohne Zeitverlust gewählt und inthronisirt werden.

Eine Folge dieser Maßregel war auch die, daß der Oberdecan Grantly und seine Gemahlin nach London zurückkehrten und wieder die Wohnung bezogen, welche sie vorher inne gehabt. Bei verschiedenen Gelegenheiten während der ersten Woche dieses zweiten

Besuchs sah man Doctor Grantly in das Bureau des ersten Lords der Schatzkammer gehen. Jedenfalls waren in einer so hochwichtigen Angelegenheit viele Berathungen nöthig, ehe ein fester Beschluß gefaßt werden konnte, zugleich aber begann man auch zu munkeln, daß der Minister über den Bischofssitz von Westminster bereits verfügt habe.

Mit welchen Bestrebungen der Oberdecan selbst umging, dies wollen wir hier nicht näher erörtern; daß seine Gemahlin aber wirklich sich sehnte, einen hohen Platz einzunehmen, um sich wenigstens als Mistreß Proudie's Gleichen betrachten zu können, dies steht außer Zweifel.

Sie hegte, sagte sie, diesen Wunsch blos um ihrer Kinder willen — damit dieselben eine gute Stellung vor der Welt einnähmen und es ihnen möglich gemacht würde, sich empor=zu=arbeiten.

„In Plumstead ist man wie von der ganzen Welt abgeschlossen und kann Nichts thun," hatte sie bei Gelegenheit ihres ersten Besuchs in London zu Lady Lufton gesagt, und dennoch war es noch gar nicht lange her, daß sie das Rectoreihaus in Plumstead keineswegs ungenügend oder verächtlich gefunden hatte.

Und nun entstand die Frage, ob Griselda wieder zu ihrer Mutter zurückkehren sollte. Lady Lufton be=

kämpfte diese Idee mit vielem Eifer und endlich auch mit Erfolg.

„Nach meiner Ansicht fühlt sich das gute Mädchen sehr wohl bei mir," sagte sie, „und für den Fall, daß sie ein Mal in ein noch näheres Verhältniß zu mir treten sollte, ist es wünschenswerth, daß wir einander kennen und lieben lernen."

Lady Lufton hatte, die Wahrheit zu gestehen, sich schon vielfach bemüht, Griselda kennen und lieben zu lernen, ohne daß es ihr bis jetzt in dem von ihr gewünschten Grade gelungen wäre.

Daß sie Griselda liebte, war gewiß, nämlich mit jener Liebe, welche ihren Entstehungsgrund im Willen, aber nicht im Urtheil hat. Sie hatte fortwährend zu sich selbst und zu Andern gesagt, sie liebe Griselda Grantly wirklich. Das Gesicht der jungen Dame, ihr Benehmen, ihr Vermögen und ihre Familie — alles Dies gefiel ihr, und sie hatte sie deßhalb auf etwas ungestüme Weise zu ihrer Schwiegertochter ausersehen. Deßhalb liebte sie sie.

Dabei aber war es ihr keineswegs klar, ob sie ihre junge Freundin auch wirklich kannte. Die Heirath war ein von ihr entworfener Plan, und deßhalb hielt sie mit unverminderter Zähigkeit daran fest, obschon sie Zweifel zu hegen begann, ob das gute

Mädchen gegen sie selbst alles Das sein würde, was sie sich von einer Schwiegertochter geträumt.

„Aber, meine werthe Lady Lufton," sagte Mistreß Grantly, „ist es nicht möglich, daß wir die Gefühle meiner Tochter auf eine zu harte Probe stellen? Wie, wenn sie Zuneigung zu Ihrem Sohne fassen lernte und dann — "

„Ach, wenn dies der Fall wäre, dann wäre mir um das Ergebniß nicht bange. Wenn sie nur eine Spur von Liebe zu Ludovic zeigte, so läge er ihr sicherlich sofort zu Füßen. Er folgt dem Impuls des Augenblicks, Griselda aber thut dies nicht."

„Und das ist auch so ganz in Ordnung, Lady Lufton. Ludovic hat das Recht, seinen Trieben zu folgen und sich um Griselda's Zuneigung zu bewerben, eben so wie sie das Recht hat, diese Bewerbung um ihre Liebe zu gestatten, ohne ihrerseits eine darauf abzielende Demonstration zu machen. Es ist vielleicht der Fehler unserer jetzigen jungen Damen, daß sie ihrem Gefühl eine allzugroße Herrschaft über sich gestatten. Sie maßen sich auf diese Weise Rechte an, welche ihnen nicht gehören, und verlieren die, welche ihnen gebühren."

„Sehr wahr! Ich bin vollkommen mit Ihnen einverstanden. Gerade deßhalb habe ich wahrscheinlich

eine so hohe Meinung von Griselda. Dennoch aber —"

Dennoch aber kann eine junge Dame, obschon sie sich einem Herrn nicht ohne Weiteres an den Hals zu werfen braucht, errathen lassen, daß sie auch von Fleisch und Blut geschaffen ist, besonders wenn ihre Eltern und alle ihre Angehörigen so eifrig bedacht sind, ihr den Pfad der Liebe so glatt und eben als möglich zu machen.

Dies dachte Lady Lufton bei sich selbst, aber sie sagte es nicht, sondern gab es blos durch ihre Blicke zu verstehen.

„Ich glaube nicht, daß sie sich jemals einer nicht berechtigten Leidenschaft hingeben würde," bemerkte Mistreß Grantly.

„Davon bin ich auch überzeugt," sagte Lady Lufton aufrichtig zustimmend und vielleicht in ihrem Herzen fürchtend, daß Griselda sich niemals einer Leidenschaft, einer berechtigten eben so wenig als einer unberechtigten, hingeben würde.

„Ich weiß nicht, ob Lord Lufton jetzt sehr häufig mit Griselda zusammentrifft," sagte Mistreß Grantly und dachte vielleicht an Lady Lufton's Versprechen mit Bezug auf die freie Zeit ihres Sohnes.

„In der letzten Zeit, besonders während der Veränderungen im Cabinet, ist alle Welt gar so vielfach

in Anspruch genommen gewesen," entgegnete Lady Lufton. „Ludovic hat unausgesetzt den Parlamentssitzungen beigewohnt, und den Besuch ihrer Clubs können die Männer auch nicht entbehren."

„Ja wohl, ja wohl — versteht sich," sagte Mistreß Grantly, welche durchaus nicht geneigt war, von der Wichtigkeit der dermaligen Krisis gering zu denken.

Zuletzt verständigten sich die beiden Mütter jedoch vollständig. Griselda sollte noch ferner bei Lady Lufton bleiben und die Bewerbung des jungen Lords annehmen, dafern dieser nur vermocht werden konnte, von seinem Vorrecht in dieser Beziehung Gebrauch zu machen. Mittlerweile aber und da dies zweifelhaft erschien, sollte Griselda auch nicht ihres Rechts beraubt werden, von irgend einer andern Sehne, die sie zu ihrem Bogen haben mochte, Gebrauch zu machen.

„Aber, Mama," sagte Griselda in einem unbeobachteten Augenblick zu ihrer Mutter, „ist es wirklich wahr, daß man Papa zum Bischof machen will?"

„Bis jetzt läßt sich nichts Bestimmtes darüber sagen. Gesprochen wird allerdings viel davon. Dein Papa ist auch schon mehrmals deßhalb beim Premierminister gewesen."

„Ich habe immer geglaubt, der Premierminister könne jeden Geistlichen, der ihm beliebt, zum Bischof machen."

„Aber es ist jetzt kein Sitz vacant," entgegnete Mistreß Grantly.

„Dann hat Papa also keine Aussicht," bemerkte Griselda mit betrübter Miene.

„Nun, es steht eine Parlamentsacte wegen Ernennung zweier neuen Bischöfe in Aussicht. Wenigstens spricht man davon, und wenn dem so ist —"

„So wird Papa Bischof von Westminster, nicht wahr? Und wir wohnen dann für immer in London?"

„Ja, aber Du darfst nicht davon sprechen, liebes Kind."

„Nein, nein — ich werde schweigen. Aber, Mama, ein Bischof von Westminster steht doch höher, als ein Bischof von Barchester, nicht wahr? Ei, wie soll es mich freuen, die Misses Proudie über die Achsel ansehen zu können!"

Man ersieht hieraus, daß es Dinge gab, über welche selbst Griselda Grantly sich mit Lebhaftigkeit aussprechen konnte. Sie hing aber ein Mal wie ihre übrige Familie mit ganzer Seele an der Kirche.

Spät an diesem Nachmittage kam der Oberdecan nach Hause, nachdem er den ganzen Tag im Schatzkammeramt, bei einer politisch-kirchlichen Versammlung und in seinem Club zugebracht. Gleich bei seinem Eintritt sah seine Gattin es ihm an, daß er keine guten Nachrichten mitbrachte.

„Man sollte es kaum glauben!“ sagte er, indem er sich mit dem Rücken vor das Kaminfeuer des Gesellschaftszimmers stellte.

„Was sollte man kaum glauben?“ fragte seine Gattin.

„Wenn ich es nicht als Thatsache erfahren hätte, so würde ich es nicht geglaubt haben, nicht ein Mal von Lord Brock,“ sagte der Oberdecan.

„Was hast Du denn erfahren?“ fragte Mistreß Grantly begierig.

„Es hat sich Opposition gegen die Bill erhoben.“

„Unmöglich!“

„Aber es ist so.“

„Gegen die Bill wegen Ernennung zweier neuen Bischöfe? Da würden ja die abgetretenen Minister gegen ihre eigene Bill opponiren!“

„Allerdings — es ist kaum zu glauben, aber es ist so. Es sind einige kleine Veränderungen mit dem Entwurf vorgenommen worden, und nun sagt man, es müsse darüber abgestimmt werden. Diese ganze Machination geht von Lord Brock aus.“

„Ich glaube, es giebt keine Schlechtigkeit und keine Arglist, zu welcher dieser Mensch nicht fähig wäre,“ rief Mistreß Grantly entrüstet.

„Ja, man sollte nicht glauben, daß so hochge=

stellte, angesehene Leute sich einer solchen Zweiächselei schuldig machen könnten."

„Es ist widerwärtig," sagte Mistreß Grantly. — „Höre," hob sie nach einer Pause wieder an.

„Was willst Du sagen?"

„Könntet Ihr nicht die kleinen Abänderungen, die Du so eben erwähntest, fallen lassen und Eure Gegner dadurch beschämen und zur Zustimmung nöthigen?"

„Diese Menschen lassen sich durch Nichts beschämen."

„Aber könntet Ihr nicht wenigstens einen Versuch machen?"

„Es nützt Nichts."

„Aber ich würde wenigstens den jetzigen Premierminister darauf aufmerksam machen. Ich bin überzeugt, daß er das ganze Land, auf jeden Fall aber die Kirche auf seiner Seite haben würde."

„Es ist unmöglich," entgegnete der Oberdecan. „Ich muß Dir sagen, daß ich dieselbe Idee hatte, Alle aber, denen ich sie mittheilte, versicherten mir, sie sei nicht ausführbar."

Mistreß Grantly saß noch eine Weile auf dem Sopha und dachte nach, ob es keine Rettung vor einem so fürchterlichen Sturze gäbe.

„Ich will hinaufgehen und mich ankleiden," sagte der Oberdecan endlich in mürrischem Tone.

„Das gegenwärtige Ministerium kann ja in dieser Frage sehr leicht die Majorität für sich haben."

„Aber das ist nicht gewiß."

„Wohl aber wahrscheinlich."

Der Oberdekan hielt es nun für's Beste, mit der ganzen Wahrheit herauszurücken.

„Der Premierminister," sagte er, „erklärt, daß er unter den jetzt obwaltenden Umständen diese Bill in der gegenwärtigen Session gar nicht zur Vorlage bringen werde. Wir werden daher am Besten thun, wenn wir nach Plumstead zurückkehren."

Mistreß Grantley sah nun ein, daß sich Nichts weiter sagen ließe, und es wird am Besten sein, wenn der Erzähler über die Leiden des beklagenswerthen Ehepaares einen Schleier fallen läßt.

Neuntes Kapitel.

Magna est Veritas.

Der Leser weiß bereits, daß Mr. Sowerby zu Anfange des Winters den Plan entworfen hatte, seinen zerrütteten Vermögensumständen dadurch wieder aufzuhelfen, daß er die reiche Erbin Miß Dunstable heirathete.

Ich fürchte, daß mein Freund Sowerby jetzt in der Achtung Derer, welche mir so weit in dieser Erzählung gefolgt sind, nicht sonderlich hoch steht. Er ist als ein Verschwender und Spieler und zwar als ein kaum ehrlich zu nennender beschrieben worden.

Nichtsdestoweniger giebt es Leute, die noch viel schlimmer sind, als Mr. Sowerby, und ich will nicht behaupten, daß Miß Dunstable, falls er bei ihr Glück

machen sollte, den allerschlimmsten der Freier wählte, welche sich ihr fortwährend zu Füßen werfen.

So leichtsinnig und gewissenlos dieser Mann auch zu sein schien, und in der That auch war, so lebte in seinem Herzen doch der Wunsch nach etwas Besserem. Er war stolz auf seine Stellung als Parlamentsmitglied für seine Grafschaft, obschon er bis jetzt sehr Wenig für dieselbe gethan. Er war stolz auf seine Besitzung Chaldicotes, obschon sie ihm fast nicht mehr gehörte; er war stolz auf das alte Blut, welches in seinen Adern floß, und er war auch stolz auf jenes ungezwungene, heitere Wesen, wodurch er in dem Auge der Welt einen so großen Theil seiner Verschwendungen und sonstigen tadelnswerthen Handlungen wieder gutmachte.

Wenn er noch ein Mal von vorn anfangen könnte, sagte er jetzt bei sich selbst, so sollte Alles ganz anders werden. Die ganze Sippschaft der Tozers wollte er fliehen, wie die Pest. Er wollte aufhören, Wechsel auszustellen, und der Himmel weiß, wie viel hundert Prozent für sein Geld zu bezahlen. Er wollte nicht länger seine Freunde brandschatzen und seine Besitzurkunden den Klauen des Herzogs von Omnium wieder entreißen.

Mit Miß Dunstable's Vermögen wäre ihm dies Alles und noch weit mehr möglich gewesen, und überdies

war Miß Dunstable eine Dame, die ihm wirklich gefiel. Sie war nicht hübsch, auch war sie nicht mehr jung; dafür aber war sie geistreich, witzig und vollkommen im Stande, sich überall zu bewegen und zu behaupten. Was das Alter betraf, so war Mr. Sowerby selbst nicht mehr jung.

Wenn er eine solche Partie machte, so brauchte er sich nicht zu schämen. Er konnte davon in Gegenwart seiner Freunde sprechen, ohne zu fürchten, daß sie spöttische Gesichter zögen, und er konnte sie zu sich einladen mit der festen Ueberzeugung, daß das Haupt seiner Tafel ihm keine Schande machen würde.

Und so wie dieser Plan immer deutlicher sich entwickelte, nahm Mr. Sowerby sich vor, im Fall er seinen Wunsch wirklich erreichte, die betreffende Dame gut zu behandeln und ihr von ihrem Gelde nicht mehr zu stehlen, als unbedingt nothwendig wäre.

Er hatte beabsichtigt, ihr sein Loos schon in Chaldicotes zu Füßen zu legen, aber sie war zu schüchtern gewesen. Dann sollte die That in Gatherum Castle vollbracht werden, aber Miß Dunstable lief auch hier davon, noch ehe er Zeit gehabt hatte, etwas Entscheidendes zu thun.

Seit dieser Zeit hatte ein Umstand nach dem andern in London die Sache verzögert, bis er nun endlich entschlossen war, sein Schicksal, möge es sein,

welches es wolle, kennen zu lernen. Wenn er nicht ein baldiges Arrangement der Dinge herbeiführen konnte, so konnte leicht der Fall eintreten, daß es ihm überhaupt nicht mehr möglich war, sich der betreffenden Dame als Mr. Sowerby von Chaldicotes vorzustellen.

Durch Mr. Fothergill war ihm nämlich die Meldung zugegangen, daß der Herzog es gern sehen würde, wenn die Sachen arrangirt werden könnten, und Mr. Sowerby wußte recht wohl, was dies heißen sollte.

Er kämpfte jedoch nicht allein und ohne Hülfe eines Bundesgenossen. Ja, Niemand hatte jemals einen zuverlässigeren Bundesgenossen in irgend welchem Kampfe, als Sowerby in dem gegenwärtigen hatte.

Und dieser Verbündete, der einzige treue Kamerad, welcher ihm in guten und schlimmen Tagen sein ganzes Leben hindurch zur Seite stand, war es eben, der ihn zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß Miß Dunstable ein Frauenzimmer sei und geheirathet werden könne.

„Hundert bedürftige Abenteurer haben es schon versucht und sind unverrichteter Dinge wieder abgezogen,“ hatte Mr. Sowerby gesagt, als der Plan ihm zuerst vorgelegt wurde.

„Aber nichtsdestoweniger wird sie früher oder später heirathen, und warum nicht Dich eben so gut,

als einen Andern?" hatte seine Schwester geantwortet, denn diese Schwester, Mistreß Harold Smith, war eben der Verbündete, von welchem wir so eben sprachen.

Mistreß Harold Smith konnte, von welcher Art auch ihre Fehler sein mochten, sich wenigstens der Tugend rühmen, daß sie ihren Bruder liebte. Er war höchst wahrscheinlich das einzige menschliche Wesen, welches sie wirklich liebte. Kinder hatte sie nicht, und was ihren Gatten betraf, so war es ihr nie eingefallen, ihn zu lieben. Sie hatte ihn geheirathet, um versorgt zu sein, und da sie ein scharfsinniges Weib war, welches sich, da nöthig, zu beherrschen wußte, so hatte sie einen großen Theil der Uebelstände entfernt gehalten, von welchen sonst Ehen zwischen nicht zusammenpassenden Personen begleitet zu sein pflegen.

In ihrem Hause wußte sie die Oberhand zu behaupten, that dies aber in ungezwungener, gutmüthiger Weise, welche ihre Herrschaft erträglich machte, und außer dem Hause unterstützte sie den politischen Standpunkt ihres Gatten, obschon sie über seine Schwächen mehr lachte, als sonst Jemand.

Der wirkliche Herr ihres Herzens aber war ihr Bruder, und trotz aller seiner Tollheiten und Gewissenlosizkeiten war sie stets bereit, ihm beizustehen.

In dieser Absicht hatte sie die Bekanntschaft der

reichen Miß Dunstable gesucht und sich seit einem Jahre in alle Launen dieser Dame gefügt, oder vielmehr, sie war so klug, einzusehen, daß Miß Dunstable nicht dadurch zu gewinnen war, daß man auf ihre Launen einging, sondern durch freien, ungezwungenen Umgang, durch Humor und einen Anschein von Ehrlichkeit.

Mistreß Harold Smith war vielleicht von Haus aus nicht sehr ehrlich, in der letzten Zeit aber hatte sie sich um Miß Dunstable's willen eine Theorie der Ehrlichkeit zurecht gelegt, und zwar nicht ganz vergeblich, denn Miß Dunstable und Mistreß Harold Smith waren in der That sehr intime Freundinnen.

„Wenn ich es überhaupt noch thun will, so darf ich nun nicht länger warten," sagte Mr. Sowerby einige Tage vor der endlichen Niederlage der Götter zu seiner Schwester.

Die Liebe der Schwester zu dem Bruder läßt sich nach dem Umstande bemessen, daß sie zu einer solchen Zeit ihre Gedanken einem solchen Gegenstande widmen konnte.

„Die eine Zeit ist so gut, wie die andere," entgegnete sie.

„Dann meinst Du also, ich solle meinen Antrag sofort machen?"

„Ja wohl, versteht sich. Du darfst aber nicht

vergessen, Nathanael, daß Du keine leichte Aufgabe haben wirst. Es wird sich für Dich kaum schicken, vor ihr niederzuknieen und ihr zu schwören, daß Du sie liebst."

„Wenn ich es überhaupt thue, so thue ich es ganz gewiß, ohne zu knieen — darauf kannst Du Dich verlassen, Harriet."

„Ja, und ohne zu schwören, daß Du sie liebst. Es giebt blos einen Weg, auf welchem Du bei Miß Dunstable Glück machen kannst — Du mußt ihr die Wahrheit sagen."

„Was? Ich soll ihr sagen, daß ich ruinirt bin, und sie dann auffordern, mir aus der Patsche zu helfen?"

„Ja wohl; dies ist die einzige Möglichkeit, die sich Dir darbietet, so seltsam es auch scheinen mag."

„In Chaldicotes sprachst Du aber ganz anders."

„Allerdings. Jetzt aber kenne ich Miß Dunstable besser, als ich sie damals kannte. Ich habe seit jener Zeit fast weiter Nichts gethan, als die wunderlichen Nüancen ihres Charakters studirt. Wenn sie Dich wirklich liebt — und ich glaube, daß dies der Fall ist — so könnte sie Dir jedes andere Verbrechen vergeben, nur nicht das, zu schwören, daß Du sie liebst."

„Aber wenn ich Nichts davon sagen soll, so wüßte ich kaum, wie ich meinen Antrag machen sollte.“

„Du darfst aber ein Mal Nichts davon sagen — nicht ein Wort. Du mußt ihr sagen, daß Du ein Gentleman von guter Familie bist, aber daß es mit Deinen pecuniairen Verhältnissen sehr schlecht steht.“

„Das weiß sie schon.“

„Freilich weiß sie es, aber sie muß es auch aus Deinem eigenen Munde hören. Dann sage ihr, daß Du ihr Deinen Antrag machst, weil Du hoffst, durch eine Heirath mit ihr Dir wieder aufzuhelfen, daß Du sie mit Einem Worte um ihres Geldes willen zu heirathen wünschest.“

„Ich sollte aber meinen, dadurch werde sie sich schwerlich gewinnen lassen.“

„Wenn sie sich dadurch nicht gewinnen läßt, so läßt sie sich, so viel ich weiß, überhaupt nicht gewinnen. Ich sagte Dir schon vorher, die Aufgabe wird keine leichte sein. Natürlich mußt Du ihr dabei zu verstehen geben, daß für ihr Wohlbefinden und Lebensglück gesorgt werden soll, aber dies darfst Du nicht als Deinen Hauptzweck an die Spitze stellen. Dein erstes Augenmerk ist ihr Geld, und Deine einzige Aussicht auf Erfolg beruht darin, daß Du ihr die Wahrheit sagst.“

„Es geschieht sehr selten, daß ein Mann sich in einer solchen Position sieht," sagte Sowerby, indem er im Zimmer seiner Schwester auf- und abging, „und, auf mein Wort, ich glaube nicht, daß ich der Aufgabe gewachsen bin. Es giebt vielleicht in ganz London keinen Mann, der mit einer solchen Geschichte wie diese vor eine Dame hintreten und sie dann auffordern würde, ihn zu heirathen."

„Wenn Du ein Mal nicht kannst, so wirst Du wohlthun, wenn Du die Sache aufgiebst," sagte Mistreß Harold Smith. „Wenn Du es aber thun kannst — nämlich auf die Weise, wie ich Dir gesagt — so ist nach meinem Dafürhalten Deine Aussicht auf Erfolg nicht schlecht. Du mußt wissen," setzte sie nach einer Weile hinzu, während welcher ihr Bruder im Zimmer auf- und abging und über die Schwierigkeiten seiner Stellung nachdachte, „Du mußt wissen, daß Ihr Männer niemals eine Frau versteht. Ihr habt keinen richtigen Begriff weder von ihrer Stärke, noch von ihrer Schwäche. Ihr seid zu keck und zu schüchtern; Ihr haltet sie für eine Närrin und sagt ihr dies, und dennoch trauet Ihr ihr niemals eine gute That zu. Warum sollte sie Dich nicht in der Absicht heirathen, Dir einen Dienst zu leisten? Im Grunde genommen würde sie ja sehr Wenig verlieren. Das Grundbesitzthum ist da, und wenn sie es schul-

denfrei machte, so würde es dann ihr eben so gut gehören, als Dir."

„Ja, das wäre in der That ein gutes Werk. Ich fürchte nur, daß ich zu bescheiden sein werde, ihr die Sache auf diese Weise vorzustellen."

„Ihre Stellung würde als Dein Weib weit besser sein, als sie jetzt ist. Du bist gutmüthig, Du hast einen heitern Charakter, Du würdest sie gut behandeln, und sie würde im Ganzen als Mistreß Sowerby von Chaldicotes viel glücklicher sein, als sie in ihrer gegenwärtigen Stellung sein kann."

„Wenn ihr Etwas daran läge, zu heirathen, so könnte sie, glaube ich, morgen das Weib eines der ersten Pairs sein."

„Ich glaube aber nicht, daß ihr Etwas daran liegt, das Weib eines Pairs zu sein. Ein armer Pair dürfte sie vielleicht auf die Weise, wie ich Dir vorgeschlagen, gewinnen, aber ein armer Pair würde nicht wissen, wie er es anfangen sollte. Arme Pairs — wenigstens ein halbes Dutzend solcher — haben es versucht, und es ist ihnen nicht gelungen, weil sie vorgaben, sich in sie verliebt zu haben. Ich gebe zu, daß es schwierig ist, aber es steht Dir weiter kein Weg zum Gelingen offen, als ihr die Wahrheit zu sagen."

„Und wo soll ich es thun?"

„Hier, wenn Du willst. In ihrem eigenen Hause aber wird es besser sein."

„Aber dort kann ich sie ja nie sprechen — wenigstens nicht allein. Ich glaube, sie ist niemals allein. Sie hat stets eine Menge Leute um sich herum, um sich ihre Liebhaber vom Leibe zu halten. In der That, Harriet, ich glaube, es wird am Besten sein, wenn ich es aufgebe. Es ist unmöglich, daß ich ihr eine solche Erklärung mache, wie Du vorschlägst. Ich glaube, es ist besser, wenn ich mit einer Aufzählung meiner Schulden beginne, und mich, wenn sie zweifelt, auf Fothergill, die Diener des Sheriffs und die Familie Tozer beziehe."

„In dieser Beziehung wird sie nicht zweifeln und auch nicht im Mindesten überrascht sein."

Hier trat wieder eine Pause ein, während welcher Mr. Sowerby wieder im Zimmer auf- und abging und überlegte, ob er bei einem so gewagten Unternehmen Aussicht auf Erfolg habe, oder nicht.

„Ich will Dir Etwas sagen, Harriet," sagte er endlich, „ich wollte, Du sprächst mit ihr."

„Nun," entgegnete sie, „wenn dies wirklich Dein Wunsch ist, so will ich es versuchen."

„Ich bin überzeugt, daß ich selbst es nie im Stande sein werde. Ich würde nimmermehr den

Muth haben, ihr mit dürren Worten zu sagen, daß ich sie um ihres Geldes willen zu heirathen wünsche."

„Wohlan, ich will es versuchen, Nathanael. Jedenfalls fürchte ich mich nicht vor ihr. Wir sind sehr eng mit einander befreundet, und, die Wahrheit zu gestehen, sie ist mir lieber, als irgend ein anderes Weib, welches ich kenne. Niemals aber wäre ich eine vertraute Freundin von ihr geworden, wenn es nicht um Deinetwillen geschehen wäre."

„Und nun wirst Du Dich um meinetwillen mit ihr veruneinigen."

„Durchaus nicht. Du wirst finden, daß wir, mag sie auf meinen Antrag eingehen, oder nicht, Freunde bleiben. Ich glaube nicht, daß sie das Leben für mich, oder daß ich es für sie ließe, aber wir sagen einander zu. Wegen einer Kleinigkeit, wie diese, geht unsere Liebe nicht entzwei."

Und somit war es abgemacht. Am nächstfolgenden Tage sollte Mistreß Harold Smith eine Gelegenheit suchen, Miß Dunstable die ganze Sache auseinanderzusetzen und diese Dame aufzufordern, ihr Vermögen — eine unglaubliche Anzahl von tausenden von Pfunden — mit dem bankerotten Parlamentsmitglied für West-Barsetshire zu theilen, welches dagegen ihr sich selbst und seine Schulden schenken wollte.

Mistreß Harold Smith hatte nur die Wahrheit

gesprochen, als sie sagte, daß sie und Miß Dunstable einander zusagten. Auch hatte sie ihre Freundschaft in ganz angemessener Weise geschildert. Sie waren nicht gemeint, Eine für die Andere das Leben zu lassen. Sie hatten einander Nichts von wechselseitiger Liebe gesagt. Sie küßten einander nie, sie weinten nicht, sie hielten keine Reden, wenn sie einander trafen, oder von einander schieden. Sie waren einander keinen Dank für geleistete Dienste schuldig, sie hatten einander auch keine Beleidigung zu verzeihen. Aber sie sagten einander zu — sie paßten für einander, und dies ist nach meiner Ansicht das Geheimniß unsers angenehmsten Verkehrs in der Welt.

Sie waren jetzt fast jeden Tag beisammen. Für Mistreß Harold Smith war es fast zur Gewohnheit geworden, zeitig des Vormittags zu Miß Dunstable zu fahren, und diese ward, obschon Mr. Sowerby sie niemals allein antreffen konnte, von seiner Schwester in der Regel so angetroffen. Dann gingen sie mit einander, oder Jede für sich allein aus, je nach der Laune oder nach dem Geschäft des Tages. Jede war gegen die Andere hierbei völlig unbefangen und ungenirt, und sie wußten die Sache so einzurichten, daß sie einander nie auf die Hühneraugen traten.

Am Tage nach dem, an welchem die Verabredung zwischen Mr. Sowerby und Mistreß Harold Smith

getroffen worden, machte Letztere, wie gewöhnlich, ihren Besuch bei Miß Dunstable und sah sich bald mit ihrer Freundin allein in einem kleinen Zimmer, welches die Erbin ausschließlich für ihren eigenen Gebrauch reservirte. Bei besondern Gelegenheiten wurden Personen verschiedener Art hier zugelassen — dann und wann ein Geistlicher, der eine Kirche zu bauen hatte, oder eine alte vornehme Wittwe, welche eine ganz besondere Neuigkeit mittheilen wollte, oder ein armer Schriftsteller, welcher für die Anstrengungen seines Gehirns keinen angemessenen Ehrensold bekommen konnte, oder eine arme Gouvernante, die so traurige Erfahrungen in der Welt gemacht, daß sie denselben zu erliegen drohte.

Männer aber, welche möglicher Weise Freier sein konnten, fanden ihren Weg hierher nicht, und eben so wenig Frauen, welche langweilig werden konnten. In der letztern Zeit, das heißt während der gegenwärtigen Saison in London, waren die Thüren dieses geheiligten Cabinets für Mistreß Harold Smith öfter geöffnet worden, als für sonst Jemand anders.

Und nun sollte der Versuch gemacht werden, um dessen willen diese ganze vertraute Freundschaft sich entwickelt hatte.

Als Mistreß Harold Smith in ihrem Wagen vorfuhr, war sie selbst nicht ganz frei von jenem Gefühl

von Entmuthigung, welches so oft der Vorläufer eines schwierigen und gewagten Unternehmens ist. Sie hatte erklärt, sie werde keine Furcht empfinden, wenn sie ihren kleinen Antrag machte. Aber dennoch empfand sie Etwas, was sehr nahe an Furcht streifte, und als sie in das kleine Zimmer trat, wünschte sie aufrichtig, daß die Sache vorüber wäre.

„Wie befindet sich der arme Mr. Smith heute?“ fragte Miß Dunstable mit dem Ausdruck ironischen Mitleids, als ihre Freundin in ihrem gewohnten Lehnstuhle Platz nahm. Der Sturz der Götter war jetzt kaum erst eine drei Tage alte Geschichte, und man kann sich daher wohl denken, daß der so schnell wieder von seiner Höhe herabgestiegene Cabinetsminister sich noch nicht von seinem Mißgeschick erholt hatte.

„Ich glaube, heute Morgen geht es mit ihm wieder besser, wenigstens schließe ich es aus der Art und Weise, auf welche er seine Eier in's Auge faßte. Die Art jedoch, auf welche er das Tranchirmesser handhabt, will mir noch nicht recht gefallen. Ich bin überzeugt, daß er in diesen Augenblicken fortwährend an Mr. Supplehouse denkt.“

„Der arme Mann! — ich meine Supplehouse. Warum soll er sein Handwerk nicht so gut betreiben, wie ein Anderer? Leben und leben lassen, das sage ich.“

„Ja, aber bei ihm heißt's: Morden und morden lassen, so sagt Horaz. Indessen, ich bin der ganzen Sache nun überdrüssig, und komme heute, um über etwas Anderes zu sprechen."

„Mr. Supplehouse gefällt mir selbst," rief Miß Dunstable. „Er macht niemals großes Aufhebens von einer Sache. Er hat ein gewisses Werk zu verrichten und einer gewissen Sache zu dienen — nämlich seiner eigenen — und um dieses Werk zu verrichten und dieser Sache zu dienen, bedient er sich der Waffen, welche Gott ihm in die Hände gegeben."

„So machen es die wilden Thiere auch."

„Und wo fände man Menschen, die ehrlicher wären, als diese? Der Tiger zerreißt mich, weil er hungrig ist und mich zu fressen wünscht. Das thut auch Supplehouse. Es giebt aber gar so Viele unter uns, welche einander zerreißen, ohne die Entschuldigung des Hungers zu haben. Die bloße Freude am Vernichten ist ihnen Grund genug."

„Wohlan, liebe Freundin, meine Mission ist heute nicht eine Mission der Vernichtung, wie Sie selbst zugeben werden, wenn Sie diese be gehört haben. Es ist vielmehr eine der Rettung und Erlösung. Ich bin nämlich gekommen, um Ihnen eine Liebeserklärung zu machen."

„Dann gilt die Rettung wahrscheinlich nicht mir," sagte Miß Dunstable.

Mistreß Harold Smith sah sofort ein, daß Miß Dunstable den ganzen Zweck dieses Besuches sofort durchschaut hatte und daß sie dadurch keineswegs sehr überrascht ward. Dennoch ließ sich aus dem Tone ihrer Stimme und aus der ernsten Miene, welche ihr Gesicht sofort annahm, nicht schließen, daß sie bereit wäre, auf den an sie zu stellenden Antrag einzugehen. Indessen, große Zwecke können nur durch große Anstrengungen erreicht werden.

„Nun, das mag sein, wie es will," sagte Mistreß Harold Smith. „Die Rettung gilt Ihnen, und, hoffe ich, auch noch einer andern Person. Jedenfalls aber kann ich doch voraussetzen, daß Sie mir es nicht übel nehmen?"

„O bewahre! Dinge dieser Art nehme ich schon längst nicht mehr übel."

„Sie sind wahrscheinlich daran gewöhnt."

„Wie ein Aal. Ja, liebe Freundin. Ich mache mir nicht das Mindeste daraus — blos ist es zuweilen ein wenig langweilig."

„Ich werde mich bemühen, dies zu vermeiden, und es wird daher am Besten sein, wenn ich keine weiteren Umschweife mache. Sie kennen die Verhält-

nisse meines Bruders Nathanael genau genug, um zu wissen, daß er kein sehr reicher Mann ist."

„Da Sie ein Mal dies sagen, so glaube ich, Sie werden mir es auch nicht übel deuten, wenn ich erkläre, daß ich ihn für einen sehr armen Mann halte."

„Ich deute Ihnen dies blos nicht übel, sondern freue mich sogar darüber. Was auch das Ergebniß unserer jetzigen Unterredung sein möge, so wünsche ich, daß von beiden Seiten nur die Wahrheit gesprochen werde — die Wahrheit, die ganze Wahrheit und Nichts als die Wahrheit."

„Magna est Veritas," sagte Miß Dunstable. „So viel Latein hat mich der Bischof von Barchester in Chaldicotes gelehrt, und er setzte noch Etwas hinzu, aber dies war ein sehr langes Wort, welches ich wieder vergessen habe."

„Der Bischof hatte sicherlich vollkommen Recht, liebe Freundin. Wenn Sie aber Ihr Latein zu Hülfe nehmen, so bin ich verloren. Wie wir eben sagten, die pecuniairen Angelegenheiten meines Bruders stehen sehr schlecht. Er besitzt ein schönes Grundeigenthum, welches unserer Familie seit ich weiß selbst nicht wie vielen Jahrhunderten gehört hat — schon lange vor der Eroberung, wissen Sie."

„Ich möchte wissen, was meine Ahnen damals waren."

„Es kommt," sagte Mistreß Harold Smith mit moralischem Kopfschütteln, „nicht viel darauf an, was unsere Ahnen waren, aber es ist alle Mal traurig, ein altes Besitzthum in Trümmer gehen zu sehen."

„Das ist wahr. Wir sehen Alle unser Besitzthum nicht gern in Trümmer gehen, mag es nun alt sein, oder neu. Ich bin selbst dieser Ansicht, obschon das meinige erst gestern aus einem Apothekerladen hervorgegangen ist."

„Gott verhüte, daß ich Sie jemals darumzubringen helfen sollte," sagte Mistreß Harold Smith. „Es würde mir Leid thun, wenn Sie durch mich auch nur eine Zehnpfundnote einbüßten."

„Magna est Veritas, wie der gute Bischof sagte," rief Miß Dunstable. „Lassen Sie uns die Wahrheit hören, die ganze Wahrheit und Nichts als die Wahrheit, wie wir vorhin übereinkamen."

Mistreß Harold Smith begann wirklich zu finden, daß die Aufgabe, welche sie sich gestellt, eine schwierige war. Wenn Geschäftssachen in's Spiel kamen, so zeigte Miß Dunstable eine Härte, auf welche es fast unmöglich schien, irgendwelchen Eindruck zu machen. Nicht als ob sie den Entschluß verrathen hätte, das Anerbieten von Mr. Sowerby's Hand zurückzuweisen,

sondern sie hatte sich blos fest vorgenommen, sich keinen Sand in die Augen streuen zu lassen.

Mistreß Harold Smith hatte sich zu Anfang der Unterredung allerdings vorgenommen, Alles, was man im gewöhnlichen Leben Schwindel nennt, zu meiden, diese Art Schwindel aber war ein so hervorragender Theil ihrer gewöhnlichen Rhetorik geworden, daß sie es sehr schwer fand, sich desselben zu enthalten.

„Und das ist auch mein eigener Wunsch,“ sagte sie zur Antwort auf Miß Dunstable's letzte Bemerkung. „Mein Hauptzweck ist natürlich, das Glück meines Bruders zu sichern.“

„Aber Das ist von Ihnen sehr unfreundlich gegen Ihren armen Gatten.“

„Schon gut — Sie wissen, was ich meine.“

„Ja, ich glaube allerdings zu wissen, was Sie meinen. Ihr Bruder ist ein Gentleman von guter Familie, aber ohne Vermögen.“

„Na, so schlimm ist es nicht.“

„Nun denn, mit belastetem Vermögen, oder wie Sie sonst wollen, während ich eine Dame von keiner Familie, aber von genügendem Reichthum bin. Sie meinen, wenn Sie uns Beide zusammen und eine

Heirath zu Stande brächten, so würde dies sehr gut sein für — für Wen?“ fragte Miß Dunstable.

„Ja, ganz recht,“ sagte Mistreß Harold Smith.

„Für Wen von uns? Denken Sie jetzt an den Bischof und sein nettes Bischen Latein.“

„Nun denn, für Nathanael,“ antwortete Mistreß Harold Smith keck. „Es wäre etwas sehr Gutes für ihn.“

Ein kaum bemerkbares Lächeln zuckte über ihr Gesicht, als sie dies sagte, und dann hinzusetzte:

„Na, wenn Das nicht ehrlich gesprochen ist, dann weiß ich nicht, was es sonst ist.“

„Ja, ehrlich ist es. Und hat er Sie hierher geschickt, um mir Das zu sagen?“

„Ja, dies hat er gethan, und noch etwas Anderes.“

„Nun, so lassen Sie auch das Andere hören. Der eigentlich wichtige Theil ist ohne Zweifel ausgesprochen.“

„Nein, durchaus nicht. Sie treiben Einen aber mit Ihrem fortwährenden Geschrei nach Ehrlichkeit so in die Enge, daß man nicht im Stande ist, die wirklichen Thatsachen so zu erzählen, wie sie sind. Sie zwingen Einen, auf so kahle, nackte Weise zu sprechen.“

„Ah, Sie glauben, alles Nackte müsse unanständig sein, selbst die Wahrheit.“

„Nun, ich glaube, es ist besser und angemessener, wenn sie mit einer Art Gewand einhergeht. Wir sind an ein Körnchen Unwahrheit in Allem, was wir sehen und hören, so gewöhnt, daß wir uns durch Nichts so leicht täuschen lassen, als durch absolute Wahrheit. Wenn ein Krämer mir sagte, seine Waaren seien blos von mittler Qualität, so würde ich natürlich glauben, sie seien keinen Heller werth. Alles Dies hat aber Nichts mit meinem armen Bruder zu schaffen. Was wollte ich denn gleich sagen?"

„Sie wollten mir ohne Zweifel sagen, wie gut er mich behandeln würde."

„Ja, Etwas der Art war es."

„Sie wollten sagen, er würde mich nicht prügeln, er würde nicht mein ganzes Geld verthun, dafern es mir gelänge, es außerhalb des Bereichs seiner Macht zu bringen, und er würde nicht mit Verachtung auf mich herabblicken, weil mein Vater ein Apotheker gewesen. War es nicht Das, was Sie mir sagen wollten?"

„Ich wollte Ihnen sagen, daß Sie vielleicht als Mistreß Sowerby von Chaldicotes glücklicher leben könnten, denn als Miß Dunstable —"

„Vom Berge Libanon. Und hatte Mr. Sowerby mir Nichts sonst noch sagen zu lassen — Nichts von

Liebe oder etwas dergleichen? Ich möchte doch natürlich wissen, von welcher Art seine Gefühle in dieser Beziehung sind, ehe ich einen solchen Sprung thue."

„Ich bin überzeugt, daß er Sie mit der ganzen Achtung betrachtet, womit ein Mann von seinem Alter —"

„Ein Frauenzimmer von dem meinigen zu betrachten pflegt. Es klingt das allerdings nicht sehr schwärmerisch, aber ich freue mich, zu sehen, daß Sie der Maxime des Bischofs eingedenk sind."

„Was soll ich sonst sagen? Wenn ich Ihnen sagte, er sei sterblich in Sie verliebt, so würden Sie sagen, ich wollte Sie hintergehen, und weil ich Ihnen nun nicht so Etwas sage, sagen Sie, er habe keine Anhänglichkeit an Sie. Ich muß gestehen, Sie sind schwer zufriedenzustellen."

„Das ist wohl möglich, und ich bin vielleicht obendrein auch sehr unbillig. Ich sollte keine Frage der Art thun, wenn Ihr Bruder die Absicht hat, mir so viel Ehre anzuthun. Wenn ich von einem Manne, der sich herabläßt, mein Gatte zu sein zu wünschen, Liebe erwarten wollte, so wäre dies natürlich ungeheuer abgeschmackt. Welches Recht habe ich, zu glauben, daß irgend ein Mann mich liebe? Es sollte für mich genug sein, zu wissen, daß ich, da ich reich bin,

einen Mann bekommen kann. Was hat eine Person, wie ich, nöthig, zu fragen, ob der Mann, der mir diese Ehre zugedacht hat, wirklich Gefallen an meiner Gesellschaft finden, oder sich auch nur dazu verstehen würde, meine Gegenwart in seinem Hause zu dulden?"

„Aber meine werthe Miß Dunstable" —

„Natürlich bin ich keine solche Gans, daß ich erwarten sollte, irgend ein Mann könne mich lieben, und ich fühle, daß ich Ihrem Bruder Dank dafür schuldig bin, daß er mir die Reihe schmeichelhafter Erklärungen, welche bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich sind, erspart. Er ist wenigstens nicht langweilig — oder vielmehr Sie in seinem Namen sind es nicht, denn ohne Zweifel ist seine Zeit durch seine parlamentarischen Pflichten so sehr in Anspruch genommen, daß er diese kleine Angelegenheit nicht selbst besorgen kann. Ich bin ihm daher sehr dankbar, und es ist nun vielleicht weiter Nichts nothwendig, als ihm eine Uebersicht meines Vermögens zuzustellen, und einen möglichst baldigen Tag festzustellen, wo er den Besitz antreten kann."

Mistreß Smith fühlte, daß ihr auf ziemlich unfreundliche Weise begegnet ward.

Diese Miß Dunstable hatte in ihren beiderseitigen vertraulichen Gesprächen die heuchlerischen Grimassen

ihrer habgierigen Bewerber so oft lächerlich gemacht — hatte sich gegen Die, welche sie verfolgten, so grimmig ausgesprochen, nicht weil sie ihr Geld gewünscht, sondern weil sie thörichter Weise geglaubt, eine Närrin vor sich zu haben — daß Mistreß Smith wohl das Recht hatte, zu erwarten, die von ihr befolgte Methode bei Eröffnung der Unterhandlungen besser gewürdigt zu sehen.

War es dennoch möglich, dachte Mistreß Smith bei sich selbst, daß Miß Dunstable eben so war, wie andere Frauen, und daß sie es gern sah, wenn Männer vor ihr knieeten? War es möglich, daß sie, Mistreß Smith, ihrem Bruder einen übeln Rath gegeben, und daß es für ihn besser gewesen, wenn er nach der althergebrachten Weise zu Werke gegangen wäre?

„Mein Bruder wollte selbst zu Ihnen kommen," sagte sie; „ich rieth ihm aber, dies nicht zu thun."

„Dies ist sehr freundlich und rücksichtsvoll von Ihnen gewesen."

„Ich glaubte, ich könnte Ihnen offener und freimüthiger auseinander setzen, welche Absichten er wirklich hegt."

„O, ich zweifle durchaus nicht, daß dieselben ganz ehrenwerth sind," sagte Miß Dunstable. „Ich bin

überzeugt, daß er nicht die Absicht hat, mich zu verführen und dann sitzen zu lassen."

Es war unmöglich, über diese Bemerkung nicht zu lachen, und Mistreß Harold Smith lachte wirklich darüber.

„Auf mein Wort, Sie könnten den Ernst eines Heiligen erschüttern," sagte sie.

„In solche Gesellschaft werde ich durch das Bündniß, welches Sie mir jetzt vorschlagen, wahrscheinlich nicht gerathen. Ich glaube, viele Heilige sind in Chaldicotes in der Regel nicht anzutreffen — natürlich mit Ausnahme meines guten Bischofs und seiner Gemahlin."

„Aber, liebe Freundin, was soll ich zu Nathanael sagen?"

„Sagen Sie ihm, daß ich ihm sehr verbunden bin."

„Hören Sie mich einen Augenblick an. Ich glaube, es ist unrecht von mir gewesen, daß ich auf so kecke, unromantische Weise mit Ihnen gesprochen habe."

„Durchaus nicht. Die Wahrheit, die ganze Wahrheit, und Nichts als die Wahrheit — dies war es, was wir ausmachten. Die ersten Bemühungen, die man in irgend einer Sache unternimmt, fallen aber stets sehr leicht ungeschickt aus."

„Ich will Nathanael selbst zu Ihnen schicken."

„Nein, thun Sie dies nicht. Warum sollen Sie ihn oder mich quälen? Ihr Bruder gefällt mir — in gewisser Beziehung gefällt er mir sehr — aber Nichts auf der Welt könnte mich bewegen, ihn zu heirathen. Ist es nicht so grell offenkundig, daß er mich blos wegen meines Geldes nehmen würde, daß nicht ein Mal Sie gewagt haben, irgend einen andern Grund dafür anzuführen?"

„Natürlich wäre es Unsinn gewesen, zu sagen, daß er durchaus keine Absichten auf Ihr Geld habe."

„Natürlich wäre es Unsinn gewesen — absoluter Unsinn. Er ist ein armer Mann von guter Familie, und er wünscht mich zu heirathen, weil ich Das habe, was er braucht. Aber, liebe Freundin, ich brauche nicht Das, was er hat, und deßhalb wäre der Handel kein ehrlicher."

„Mein Bruder würde aber Alles, was in seinen Kräften stände, thun, um Sie glücklich zu machen."

„Ich bin ihm dafür sehr dankbar, aber Sie sehen, daß ich mich so auch sehr wohl befinde. Was würde ich durch diese Heirath gewinnen?"

„Einen Lebensgefährten, der, wie Sie selbst gestehen, Ihnen gefällt."

„Ja, aber ich weiß doch nicht, ob mir selbst ein Gefährte wie Ihr Bruder auf die Dauer gefallen

würde. Nein, liebe Freundin, es geht nicht. Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen ein für alle Mal sage, daß es nicht geht."

„Wollen Sie damit sagen, Miß Dunstable, daß Sie niemals heirathen werden?"

„O, warum nicht? Morgen — wenn ich einem Manne begegne, der mir zusagt und der mich haben will. Ich glaube aber nur, daß die Männer, die mir zusagen, mich nicht werden haben wollen. Erstens muß, wenn ich einen Mann heirathe, derselbe gegen Geld ganz gleichgültig sein."

„Dann werden Sie ihn in dieser Welt nicht finden, liebe Freundin."

„Das ist wohl möglich," sagte Miß Dunstable.

Alles, was weiter über diesen Gegenstand gesprochen ward, braucht hier nicht wiederholt zu werden. Mistreß Harold Smith gab, obschon Miß Dunstable so unumwunden gesprochen, ihre Sache nicht sofort verloren. Sie versuchte vielmehr, auseinander=zusetzen, wie vortrefflich die Situation ihrer Freundin als Herrin von Chaldicotes sein würde, wenn dieses Besitzthum keinem Menschen mehr einen Heller schuldete, und deutete sogar darauf hin, daß der Herr von Chaldicotes, wenn er seinen Verlegenheiten entrissen und als reicher Mann bekannt wäre, aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn die Götter auf den Olymp zurück=

kehrten, zum Pair erhoben werden würde. Mr. Harold Smith that, sobald er wieder Cabinetsminister ward, natürlich Alles, was in seinen Kräften stand.

Es war aber Alles vergebens.

„Das Schicksal will es ein Mal nicht," sagte Miß Dunstable, „und deßhalb bitte ich Sie, nicht weiter in mich zu dringen."

„Aber deßwegen bleiben wir gute Freunde, nicht wahr?" sagte Mistreß Harold Smith fast zärtlich.

„Ja wohl — versteht sich — warum sollten wir dies nicht?"

„Und Sie werden meinen Bruder nicht mit unfreundlichem Blick betrachten?"

„Warum sollte ich das? Ich bin sogar bereit, mehr zu thun, als ihn nicht mit unfreundlichem Blick zu betrachten. Ich habe Sie lieb, und ich habe auch Ihren Bruder lieb, und wenn ich ihm in irgend einer mäßigen Weise in seinen Verlegenheiten von Nutzen sein kann, so möge er es mir sagen."

Bald darauf entfernte sich Mistreß Harold Smith. Natürlich erklärte sie in sehr nachdrücklicher Weise, daß ihr Bruder es sich nicht einfallen lassen könne, irgend eine solche pecuniäre Unterstützung, wie die angebotene, von Miß Dunstable anzunehmen, und die Gerechtigkeit verlangt von uns, zu sagen, daß dies

in der That für den Augenblick ihre wirkliche Ueberzeugung war. Als sie aber zu ihrem Bruder ging, um ihm über diese Unterredung Bericht zu erstatten, fiel ihr ein, daß Miß Dunstable vielleicht in Bezug auf das Besitzthum Chaldicotes ein besserer Gläubiger sein würde, als der Herzog von Omnium.

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.